

DISHWASHER

Magazin von und für
Arbeiter*innen|kinder



Marks

Klasse und Mampf

Kemper/Walter

Privatstädte und
Foucault

Alice Heyde

Take off your
Doc Martens!

Kristof Biehl

Keine Schuldenangst



VORWORT

Liebe Leser*innen,

Wir freuen uns euch die neue Ausgabe des Dishwasher präsentieren zu dürfen. Es hat sich zu Beginn des Jahres eine neue Redaktion zusammen gefunden, mit Mitgliedern, die bereits seit Jahren am und um den Dishwasher aktiv sind und neuen Gesichtern aus frisch gegründeten Anti-Klassismus-Referaten aus ganz Deutschland. Ziel dieser Ausgabe war es die neue Redaktion einzuarbeiten, längerfristig zu planen und den Dishwasher deutschlandweit an Hochschulen allen Arbeiter*innenkindern zur Verfügung stellen zu können. Das ist uns gelungen und wir sind sehr glücklich über die breite Auswahl an Texten, die ihr in dieser Ausgabe findet!

Schwerpunktthema der Ausgabe war Unternehmertum. Dieses Thema wurde von allen Autor*innen anders aufgefasst und verarbeitet, weshalb ihr euch auf viele spannende Texte freuen dürft. Ob es um Selbstständigkeit, das hessische Schulsystem oder Foucault geht. Für jede*n ist etwas dabei. Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen!



Foto: Estella Walter

IMPRESSUM

Herausgeber

Mit dieser Ausgabe wird der Dishwasher erstmals deutschlandweit herausgegeben. Beteiligt sind unter anderem Vertreter*innen aus Köln, Münster, München, Hildesheim oder auch Augsburg. Sie alle versammeln sich im

Verein zum Abbau von Bildungsbarrieren e. V.

Sparkasse Münsterland Ost

De 93 400501500000511709

WELADED1MST

paypal.me/vereinzabiba

Unsere Arbeit ist auf Spenden angewiesen. Jeder Euro bringt uns voran.



Scannen. Zahlen. Fertig!

ISSN: Nr.: 2190-6955

Kontakt: redaktion@dishwasher-magazin.de

Homepage: www.dishwasher-magazin.de

Anschrift: c/o fikuS-Redaktion/

AStA der Uni Münster

Schlossplatz 1/48149 Münster

Instagram: [dishwasher_magazin](https://www.instagram.com/dishwasher_magazin)

Redaktion: Polina Josefs, Estella Walter, Lenni, Jan Thul (V.i.S.d.P.), Richard Dietrich, Andreas Kemper, Felix Gaillinger, Milan Glatzer, Lukas Geisler

Titelbild: Nadine Rosengärtner

Layout: Janka Bösch

INHALT

Hast du auch was zu erzählen?

Dann lass uns das wissen! Egal ob Text oder Bild, Erfahrungsberichte, Rezensionen, wissenschaftliche Artikel, Geschichten, Zeichnungen, Karikaturen oder auch Kommentare rund um das Thema Klassismus und die Lebenswelt von Studierenden und nicht studierenden Arbeiter*innen(kindern): Deine Perspektive zählt und wir freuen uns darauf, sie kennenzulernen!

Autobiografische Artikel

- 6 Klasse und Mampf
- 10 Zugehörigkeit
- 12 Von Professuren-Kurzliste bis Hartz-IV
- 15 Soloselbstständigkeit
- 19 Die Schockstarre
- 22 Unternehmertum von Arbeiter*innen: Erfolg zweiter Klasse
- 24 Flucht vor dem hessischen Bildungssystem

Streitschriften

- 28 Take off your Doc Martens!
- 31 Wir machen Arbeit



Foto: Estella Walter

Ratgeber/nützlich

35 Keine Schuldenangst

Analysen

38 Von Unternehmer-Unis zu Unternehmer-Städten

41 Der Teufel steckt immer noch im Detail

Aus den Hochschulgruppen und -referaten

46 Aus den Hochschulgruppen und -referaten

Rezensionen

59 Why we matter

KLASSE UND MAMPF

*Über Ernährung in Verbindung mit Klassenzugehörigkeit. Von **Marks**.*

Vegane oder vegetarische Ernährung ist gerade Trend, ein „grünes Bewusstsein“ scheint den Zeitgeist zu prägen. Ich bin selbst seit einigen Jahren vegetarisch, war auch ein Jahr sehr strikt vegan, bis zu dem Zeitpunkt, als mich die Tiefkühlpizza mit ihrem Käse wieder einholte. Wieder einholen ist dabei entscheidend, denn vor ungefähr 20 Jahren gab es eine „Pizza Margherita“ bei Aldi. Es war eine Art industriell hergestellte Teigmasse, die im Verhältnis zu heutigen Tiefkühl-Pizzen eher klein war und mit Tomatensoße, industriell gewürfelten Paprika-Stückchen und vielleicht noch anderem Gemüse ungleichmäßig belegt war. Es war glaube ich auch eine Art Käse darauf, jedenfalls kann ich mich an den Geschmack noch sehr gut erinnern.

Heute gibt es sie nicht mehr, aber ich habe sie als Kind geliebt! Es gab nichts Tolleres, als nach der Schule *Turtles* anzuschauen und dazu passend diese Aldi-Pizza zu essen. Eine bürgerliche Moral würde dies als Vorstufe von Verwahrlosung interpretieren: Ein Grundschulkind, das seinen Nachmittag vor dem Fernseher verbringt und industriell gefertigte Tiefkühl-Pizza in sich reinschaufelt. Brecht hat gesagt „erst kommt das Fressen, dann die Moral“, ich würde sagen, spätestens wenn alle zu Fressen haben, wird das Fressen moralisiert. Naja, für diese bürgerliche Moral hatten meine Eltern keine Zeit, schließlich war ihr Alltag maßgeb-

lich von Lohnarbeit geprägt und eine bürgerliche Familie, bei der die Mutter als Hausfrau zu Hause bleibt und der Vater als Familienernährer das Geld nach Hause bringt, konnten wir uns schlicht nicht leisten. Unser Haushalt war allerdings nie „vernachlässigt“, denn meine Mutter hat sich dafür aufgearbeitet den Haushalt, die Arbeit, uns Kinder usw. so zu organisieren, dass, wenn mein Vater, der mitunter bis in die Nacht auf Baustellen geschuftet hat, nach Hause kam, alles funktioniert hat.

Aus feministischer Sicht würde man von einer „Doppelbelastung“ sprechen, meine Mutter musste Lohnarbeit und Hausarbeit unter einen Hut bringen und mein Vater „nur“ Lohnarbeit. Eine Lösung für das Problem wäre nichts Geringeres als eine Umorganisation der Gesellschaft, Arbeitszeitverkürzung und die Aufhebung traditioneller Geschlechterrollen usw. Aus der verkürzten bürgerlich-feministischen Sicht würde man sagen, mein Vater hätte mehr reflektieren und sich dann mehr im Haushalt beteiligen sollen. Unter Bezug auf eine eher konservativ-bürgerlichen Sicht, hätte meine Mutter mir, nachdem sie für mich ein gesundes, ausgewogenes Essen gekocht hätte vielleicht vorlesen sollen oder mit mir Hausaufgaben erledigen müssen und dafür sorgen, dass ich lerne. Das Problem ist nur, dass Miete, Autos, Kleidung usw. sich nicht von allein bezahlen und

sich mit Subjekt, Objekt, Prädikat oder dem Einmaleins zu beschäftigen ein bisschen tricky ist, wenn nach der Lohnarbeit die Hausarbeit erledigt, eingekauft und sich um Rechnungen gekümmert werden muss. Außerdem ist „gesund kochen“ keine voraussetzungslose Tätigkeit. Es fehlt nicht nur Zeit, sondern auch Wissen über Mikro- und Makronährstoffe, beziehungsweise was „gesund“ ist, auch das ändert sich von Zeit zu Zeit. Vor allem braucht man Geld für frische Zutaten. Es gab auch nicht nur Fertigpizza, meine Mutter kochte als ich klein war öfter und sie erzählt davon heute noch, als würde sie sich entschuldigen müssen, dass sie es dann nicht mehr konnte. Es kamen immer wieder Zeiten, in denen es finanziell enger wurde, meine Eltern mehr Arbeit hatten und außerdem kam hinzu, dass wir Kinder nicht alles essen wollten. Manchmal gab es frisches Gemüse bei uns, weil ein befreundeter Nachbar aus dem Block von der Großmarkthalle Kisten voll mit übrig gebliebenem Gemüse mitgebracht hat.

Aber wenn davon gesprochen wird, dass man sich auch „für wenig Geld gesund ernähren kann“ dann sollten die Faktoren Zeit, Wissen und das tatsächliche Budget mitgedacht werden. Entscheidend ist aber vor allem auch die Prägung von Geschmack und Vorlieben und der Ausdruck von Lebensstilen, oder vereinfacht gesagt: „die Macht der Gewohnheit“ sollte nicht unter den Tisch fallen. Nachdem ich mit 15 Jahren die Hauptschule abgeschlossen und keine Ausbildung gefunden hatte, habe ich ein vom Jugendamt vermitteltes Praktikum auf dem Bau gemacht. Und wenn man sich anschaut, wie da gegessen wurde, wird der Zusammenhang von Essen, Arbeit und Ästhetik klar. Es gibt nichts Geileres, als sich nach gro-

ßer körperlicher Anstrengung zur Mittagspause ein Bier und einen Döner zu holen, sich auf den Boden in einen Rohbau zu setzen, die Alufolie als Tischdecke neben der von Farbklecksen und Staub verzierten Arbeitshose auf dem Boden auszubreiten, um dann genüsslich in den Döner zu beißen. Dieses Gefühl von Energie und Genuss, während sich die Aromen von Knoblauch, Zwiebeln, Grillfleisch und Soße im Mund ausbreiten, ist für den bürgerlichen Betrachter nichts weiter als ein unbequemes, stinkendes, schmutziges Unterfangen. Für mich war es Gönning. Es zeigen sich diese Feinheiten von Ästhetik auch, wenn jemand zu Mittag aus der Kanzlei in das gehobene Restaurant geht oder aus der Agentur in den veganen Hipster-Imbiss. Es schwingt immer etwas „Gutes“, „Schönes“ oder „Schlechtes“, „Hässliches“ mit. Es geht dabei immer um Klasse, wer Klasse hat, was Klasse hat und es hängt davon ab, aus welcher Klasse es kommt, zu welcher Klasse es gehört.

Die Aussage „Man kann sich auch gesund ernähren ohne viel Geld“ ist oft mehr eine moralische Abwertung als ein wirklich konstruktiver Beitrag. Es hat dieses Herablassende und es kommt meiner Erfahrung nach meistens aus dem Mund von Angehörigen der bürgerlichen Mittelklasse, die „den Armen“ erzählen wollen, was zu tun ist. Sie müssten es nur umsetzen, aber scheinbar sind sie zu dumm, faul oder wollen es nicht. Bei der Frage um Gesundheit im Zusammenhang mit Lebensstilen und Klassenzugehörigkeit, geht es so wieso meist nicht darum, ob es einem Menschen gut geht, sondern schnell um eine individuelle Verantwortung für die eigene Gesundheit. Beim Essen stellt sich nicht nur die Frage, ob man gut isst, sondern es wird bewertet, ob man gut ist. Die



aktuellen Debatten über Ernährung zeigen wie umkämpft und vielschichtig das Thema ist, aber sie zeigen auch vor allem eins: nämlich, dass die Redewendung „Du bist, was du isst“ in der heutigen neoliberalen¹ Gesellschaft eine wichtige Aussage zur individuellen Verortung ist!

Das Thema Gesundheit ist dabei nur eine Ebene, es geht auch im Umwelt-, Tier- und Naturschutz, um körperliche Ästhetik, um Männlichkeit und Weiblichkeit aber eben immer auch um Klassenverhältnisse.

Als ich angefangen habe keine tierischen Produkte mehr zu Essen kamen von meiner Familie viele Fragen und Kommentare: „Was kann man da überhaupt noch essen?“, „Ich könnte das nicht.“ usw. Das Ding ist, meine Familie ernährt sich sehr viel von sogenanntem Billigfleisch. Warum? Weil es billig ist, es ihnen gut schmeckt, es wenig Zeit kostet bei der Zubereitung und weil Fleisch bis vor kurzem hauptsächlich als gute Proteinquelle beworben wurde. Außerdem wissen meine Eltern aus ihrer Kindheit noch: Fleisch ist ein Wohlstandssymbol. Auch die damit verbundenen Freizeitaktivitäten, wie Grillen auf dem Balkon, im Park oder im Garten ist mit schönen Familienfeiern verbunden. Die Männer können Männer sein, am Grill Feuer machen und ihre Skills zeigen, wenn es medium, rare oder wie auch immer gebraten ist. Das jetzt das Billigfleisch am Pranger steht ist gar nicht das Problem und die Umwelt-, Natur-, Tier- und Gesundheitsfragen sind auch wichtig und richtig zu stellen. Das Problem ist, dass es auf die Konsumenten:innen geschoben wird.

Diese Idee, dass Konsumenten:innen entschei-

den was produziert wird und es moralisch auf die Kaufentscheidung abgewälzt wird, kann nur von Leuten kommen, die sich ohne weiteres entscheiden können. Leute mit Geld, Zeit und Wissen. Es wirkt so, als bestimmen die, die alles haben können, was gut ist, weil sie sich leisten können, die Guten zu sein. Die Tatsache, dass Subventionen dazu führen, dass Fleisch billiger ist als Äpfel und die Bauern durch industrielle Konkurrenz dazu gezwungen werden immer billiger, immer umweltschädlicher und tierquälerischer zu produzieren, wird nicht beachtet. Für diese Fraktion sind meine Eltern Schuld am Abfackeln des Regenwaldes, der Tierquälerei und den ausgebeuteten Migrant:innen in den Fleischfabriken. Alles nur weil meine Eltern arbeiten müssen, wenig Zeit, wenig Geld haben und sie sich deshalb ganz praktisch einer industriellen Lebensweise angepasst haben, die schnell, einfach, günstig ist und für sie gut schmeckt.

Ihre Werte haben sie außerdem aus einer bürgerlichen „Leitkultur“ von vor mehreren Jahrzehnten, die herrschte als sie aufgewachsen sind. Es wurde ihnen, grob gesagt, eingehämmert, dass harte Arbeit, ein Auto, Fleisch und Urlaub das gute Leben ausmachen. Im Idealfall hätten sie einen Kredit aufnehmen sollen, um ein Reihenhaus zu kaufen, das dann aber wahrscheinlich heute auch noch problematisch wäre, weil es eventuell eine Ölheizung hätte. Leider waren sie für diesen „Aufstieg“ nicht liquide genug. Der entscheidende Punkt ist aber, meine Eltern verdienen nicht die Milliarden durch die Ausbeutung der Migrant:innen in den Fleischfabriken und bestechen auch nicht die Politik, um sich für Subventionen einzusetzen, die dafür sorgen, dass Fleisch billiger ist als Äpfel und meine Eltern fliegen auch nicht

zu Geschäftsmeetings von München nach Berlin, meine Eltern sind ehrlich gesagt noch nie in den Urlaub geflogen. Und sie finden es auch scheiße, dass Tiere gequält und Migrant:innen ausgebeutet werden. Sie würden auch gerne Bio-Fleisch kaufen, hätten selbst gerne bessere Löhne für sich und alle, nur leider haben sie weder das Geld für Bio-Fleisch, noch um ihre Interessen mit Lobbyarbeit politisch durchzusetzen. Studien ergaben, dass Umweltbewusstsein mit Bildungsstand korreliert und Bildungsstand mit einem umweltschädlicheren Lebensstil.² Oder anders gesagt, wer Bio kauft, fährt SUV, fliegt öfter in den Urlaub, lebt in größerem Wohnraum, der mehr Energie beansprucht, hat dafür aber das Wissen, wie schlimm es um den Planeten steht und löst diese moralische Zwickmühle mit vermeintlich naturfreundlicherem Konsum, weil sie es sich leisten können. Diese kulturellen Klassenkämpfe um Moral und guten Konsum halten das Ganze aufrecht, indem die Schuld individualisiert und auf Ärmere abgewälzt wird. Es werden nicht mal Symptome bekämpft, sondern Verantwortung abgewälzt und sich auf Kosten von Armen aufgewertet, während man selbst durch den eigenen Lebensstil viel mehr kaputt macht.

Heute, wenn ich meine Familie angekündigt besuche, wird extra im vornherein „das teure vegane Schnitzel“ oder andere vegane Fertigprodukte ungefragt für mich gekauft und ich freue mich. Manchmal essen sie sogar kein Fleisch, sondern probieren den Fleischersatz. Er ist aber deutlich teurer und deshalb eine Besonderheit, wie das Fleisch als meine Eltern Kinder waren. Zuhause esse ich öfter vegetarische Pizza und der Grund ist relativ simpel. Ich habe selbst wenig Geld, eine gute vegane Pizza ist relativ teuer und die von Lidl

schmeckt mir einfach nicht. An manchen Tagen bin ich nach Uni und Arbeit zu erschöpft, um irgendwas zu kochen. Außerdem ist Pizza einfach geil. Ich schau dabei zwar nicht *Turtles*, aber irgendwas läuft immer im TV. Ich genieße diese Erholung, denke manchmal an früher und bemitleide diese bürgerlichen Haushalte, weil sie Chillen mit Verwahrlosung verwechseln. Ich hab gehört, viele aus dem Bildungsbürgertum halten auch nicht viel vom Fernsehen, aber das ist eine andere Geschichte...

¹ Eine Richtung in der Wirtschaftslehre, die das staatliche Eingreifen in den freien Markt so weit wie möglich einschränken möchte, aka "der Markt regelt das schon"

² Kleinhüchelkotten, Silke; Moser, Stephanie; Neitzke, H.-Peter (2016): Repräsentative Erhebung von Pro-Kopf-Verbräuchen natürlicher Ressourcen in Deutschland (nach Bevölkerungsgruppen). Hannover (Umweltforschungsplan des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit, UBA-FB-002334).



Foto: Elvis Bekmanis via Unsplash

Marks ist Student, Rapper und Aktivist aus München. Er ist unter anderem im Anti-Klassismus-Referat der LMU organisiert.

ZUGEHÖRIGKEIT

*Über die Entfremdung von der Herkunftsfamilie. Von **Franziska König**.*

Als ich sie das letzte Mal besucht hatte, war es noch Winter gewesen und so dunkel, dass mein Blick von der Straße aus in die von innen beleuchteten Wohnräume der Nachbarhäuser fiel. Die meisten Fenster waren noch für die Weihnachtsfeiertage dekoriert gewesen, ein paar Lichter hier, ein paar Kerzen dort. Wäre ich für einen Moment stehen geblieben, hätte ich mehr als nur eine Idee der sich darin vollziehenden Leben erhalten können. Ich war nicht genügend warm angezogen, um stehen zu bleiben. Auf diese Weise reihten sich verschiedene altmodische Inneneinrichtungen aneinander, teilweise das Flackern eines Fernsehers oder ein Schatten, der sich von einer Seite des Raumes zur anderen bewegte. Als würde ich auf ein lebendiges Bühnenbild sehen, wo sich einstudierte Szenen der Eintönigkeit und Entfremdung abspielten. Narrative, die sich nur durch einen detaillierten Blick voneinander unterscheiden ließen. Ich war zurück zu ihrem Grundstück gegangen, aber selbst als ich das Elternhaus betreten hatte, blieb ich Beobachtende. Sogar noch beim Aufhängen meines Mantels wartete ein Teil von mir draußen auf dem Gehsteig. Die Zeit, die ich in meiner Kindheit hier verbracht hatte, sie war inzwischen Vergangenheit geworden, erschien mir in diesem Augenblick unwirklich.

Jetzt war es beinahe Sommer, die bevorstehen-

den Monate der Wärme und des Lichts markierten meine Abwesenheit präzise, sodass niemand von uns sie hätte übersehen können, egal wie sehr wir uns auch anstrengen würden. Ich entwarf ein Skript für die bevorstehende Begrüßung, beschloss dennoch, mich nicht zu entschuldigen. Das Dorf zu verlassen war unausweichlich gewesen, sie wussten das schon vor Jahren. Ihre Kinder sollten einmal studieren, das war ihnen wichtig gewesen, den Kindern sollten all die Möglichkeiten zuteil werden, die ihnen verwehrt geblieben waren. Der Zug hielt in einem der Nachbarorte. Meine Oberschenkel klebten von der Zugfahrt aneinander, weil die Klimaanlage ausgefallen war. Im Dorf gab es keinen Bahnhof, nur eine verwahrloste Bushaltestelle, an dem sich die wenigen Kinder jeden Morgen um sechs Uhr in der Früh versammelten. Eine Schule existierte hier auch nicht. Er wartete am Gleis auf mich, ich wusste nicht, ob ich mich bedanken sollte, war es doch unausweichlich gewesen, dass er das Auto nahm - eine Notwendigkeit, um ihn zu besuchen. Er zeichnete sich bereits aus der Ferne ab, die Arbeitskleidung, bestehend aus grauen Shorts mit vielen kleinen Taschen, das von Öl beschmierte Shirt. Seine Haare wirkten verändert und uneinig. Sie dünnten aus. An einigen Stellen waren sie noch dunkelbraun, fast schwarz, genau wie mein Haar. Fiel jedoch das Sonnenlicht darauf, reflektierten einige Flecken einen silbernen Farbton. An

der Seite waren sie bereits weiß, wie der halbfrorene Schnee, durch den ich im Winter gegangen war. Ich wehrte eine Umarmung ab, indem ich behauptete, ich würde das aufgrund der Pandemie grundsätzlich nicht tun, dabei hatte ich vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden noch in Bs Armen gelegen und ihn auf die Stirn küssen wollen. Wir sagten nicht viel zueinander. Manchmal fragte ich mich, ob mein Vater seine damalige Entscheidung bereute. Ob er lieber Kinder gehabt hätte, die nicht zwanghaft über ihn hinauswachsen wollten. Ich kaufte Kleidung, einen Blazer und eine Hose, die ich nie bügelte und nur vor ihm mit Selbstbewusstsein trug. Zurück in der Stadt benutzte ich eine alte Cap mit der Aufschrift der Firma, in der er angestellt war, um bei einem Kaffee mit Freunden meine Augen von dem Gegenlicht abzuschirmen. Ich passte mich an die soziale Umgebung an, in dem ich mich im gegenwärtigen Moment nicht befand, um der Ablehnung, die er überall fürchtete, vorauszuweichen zu können. Mein Vater fürchtete, dass wir ihn eines Tages allein in diesem Ort zurücklassen würden. Seine Zweifel besaßen eine Richtung, die nicht wechselseitig war, worum ich ihn manchmal beneidete. Er besaß einen klaren Standpunkt, eine Zugehörigkeit. Diese abzulegen war eine Entscheidung gewesen und jedes Risiko, das ich auf mich nahm, war nur eine Abweichung von der Sicherheit gewesen, über die meine Schwester und ich uns erhoben hatten. Damit war die Unruhe und die Möglichkeit zu scheitern selbstverschuldet.

Für den Geburtstag meiner Mutter beschloss er den Grill anzuzünden. „Mir schmeckt die Wurst aus Tofu überhaupt nicht, aber weil du es bist“, erklärte er mit den Fingerspitzen in das Lenkrad gebohrt. „Die gab es sogar im Angebot.“ Der

Blick verweilte über den Feldern, die sich hinter den von Blütenpollen beschmutzten Fenstern erstreckten. Ich verbesserte nicht mehr die Fehler in seinen Sätzen, die er mir entgegenbrachte, obwohl es ein Spiel war, das wir seit Jahren spielten. Ich würde ihn mit belehrendem Unterton in seiner Stimme auf etwas hinweisen, woraufhin er lachte und einen Witz hervorbrachte, den ich in abgeänderter Form schon einmal gehört hatte. Die Witze hatten sich im Laufe der letzten zehn Jahre kaum verändert. Wir waren damals beide amüsiert darüber gewesen, wie wir unsere Rollen für einen Moment gegen die des Anderen eingetauscht hatten: Plötzlich war ich das Elternteil und er das Kind. Ich verbesserte die Fehler nicht mehr. War unsere Verhandlungsbasis noch immer die gleiche? Wie sahen die Bedingungen aus und was war aus den Spielregeln geworden? Ich befürchtete, dass ein grundlegendes Maß an Übereinstimmung verloren gegangen war.

Bald wird im Landkreis gewählt, die Gesichter auf den Plakaten blickten uns von den Laternen, an denen sie aufgehängt wurden, entgegen. Er sah den Rechtsruck kritisch, in der Politik waren wir uns häufig einig. Nur manchmal merkte er an, meine Meinungen seien zu radikal. „Und so viel Idealismus“. Meine Mutter war noch nicht von ihrer Schicht zurück. Ich fragte, wieso sie auch an ihrem Geburtstag arbeitete, und mein Vater hob die Schultern an, ein Zucken, er musste nichts sagen und ich wollte keine Antwort mehr, wir beide wussten, dass es um das Geld ging. ●

**1999, studiert Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim.*

VON PROFESSUREN-KURZLISTE¹ BIS HARTZ-IV

*Über Bildungschancen und Klassenhürden. Von **Pantea Ghormesabzi**.*

Momentan ist das meine minimalistische Lieblingsvariante eines Lebenslaufes. Diese Zeile, bestehend aus vier Wörtern, beschreibt die große Spannbreite des Lebens, die ich bis jetzt erfahren durfte.

Und gerade fällt mir noch ein Titel für die Bildzeitung ein: „Von Hauptschülerin bis Doktorandin, und dann doch Hartz-IV“. Denn ich landete erst einmal direkt auf einer Hauptschule, als ich mit zehn Jahren in Deutschland ankam. Der Grund: Ich konnte kein Deutsch.

Als AK/AH² mit Fluchtmigration, bekam ich sehr früh – in einem mir damals sehr fremden Land – zu spüren, dass ich alles geben muss, wenn ich etwas (erreichen) will. Natürlich hatte ich zu dem Zeitpunkt keine Ahnung, warum das so war.

Bildungs-Unternehmertum nach dem Esel-Karotte-Prinzip³

Ich glaubte tatsächlich mehr als drei Jahrzehnte lang fest daran: Wenn ich mich bilde, mich bemühe und gewillt bin, dann werde ich es schaffen. Das suggerierte mir auch meine Umgebung, ob mein Zuhause, die Medien oder allgemein die Gesellschaft. So gab es auch keine andere Perspektive.

Wie durch ein Wunder konnte ich damals auf der

Hauptschule in einer Förderklasse den Realschulabschluss machen und danach aufs Gymnasium.

Und nach der Schulzeit:

- Hey Klassismus, ich habe eine abgeschlossene Ausbildung anzubieten?

- Reicht nicht.

- Okay, wie ist es mit einem Hochschulabschluss in einem Ingenieursfach! (Ich habe überdurchschnittlich schnell studiert, damit ich 20% Nachlass auf meine Bafög-Schulden bekomme.)

- Nein, reicht noch nicht.

- Ich habe auch ein Erasmus-Semester gemacht und „Auslandserfahrung“ gesammelt.

- Egal.

- In Ordnung, dann hätte ich da noch einen zweiten Hochschulabschluss in einem Kreativfach anzubieten.

- Sorry, reicht immer noch nicht.

- Aber ich habe mit Auszeichnung abgeschlossen!

- Nein.

- Hm, dann muss ich mich wohl „noch mehr bemühen“ – ich überlege mal.

Ich glaube, ich hab's! Eine Doktorarbeit in Oxford! Das ist es! Da geht nichts drüber. Das muss reichen. Also ran...

Eineinhalb Jahre später dann so: Okay, ich muss

leider passen. Ich kann mir das PhD-Vorhaben nicht mehr leisten. Ich habe weder vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) noch von der Heinrich Böll Stiftung ein Stipendium bekommen, um mir die Doktorarbeit weiter finanzieren zu können. Als dann auch noch die Sparkasse nach sieben Wochen meinen Kreditantrag auf 3000 € ablehnte, war klar: Ich werde demnächst keine Doktorandin mehr sein und muss das Handtuch schmeißen.

Aber natürlich gebe ich nicht auf. Ich mache weiter mit dem Selbstoptimieren und Selbstanpassen. Irgendwann muss es ja klappen.

- Da bin ich wieder. Ich habe jetzt auch eine zweijährige pädagogische Zusatzausbildung im Bereich der kulturellen Bildungsarbeit absolviert, und nun?
- Leider, nein.
- Ist das jetzt Dein Ernst? So langsam komme ich ins Rentenalter.

Wer sich heute meine Website als Künstlerin oder mein Portfolio als Grafikdesignerin anschaut, könnte den Eindruck bekommen, ich hätte es geschafft.

Unternehmertum nach dem Motto: Bildungsvermögen ohne Vermögens- bildung

Es ist so eine Sache mit dem Es-geschafft-haben. Einerseits bin ich seit 15 Jahren selbstständige Grafikdesignerin, Künstlerin, Filmemacherin, Kulturvermittlerin und Aktivistin. Ich genieße die Freiheit, nicht in Festanstellung arbeiten zu müssen. Dadurch habe ich auch mal Zeit, unbezahlte Kunstprojekte machen zu können und zahlreichen eh-

renamtlichen Aktivitäten nachzugehen. Andererseits habe ich mein Leben lang keine finanzielle Sicherheit, kein Netz, das mich auffängt, wenn zum Beispiel mal eine Pandemie die Wirtschaft durchwirbelt. Als Corona kam, hielt ich acht Monate lang durch und musste dann zum ersten Mal Hartz IV beantragen.

Ich denke, gerade das Selbstständigsein – zumindest in der Designbranche – verschärft sich ab 40 Jahren deutlich und führt zu einer Entmischung von Marginalisierten und Privilegierten. Es ist möglich in den ersten fünf bis zehn Jahren als Soloselbstständige über kleinere Aufträge oder Agenturbuchungen durchzukommen, aber spätestens danach wird der gängige Berufsverlauf durch den gesellschaftlichen Druck „ernster“. Am besten es existiert dann ein Startkapital, da ein ordentliches Büro angemietet werden sollte, eine noch professionellere Website muss her, bessere Klamotten, ein Firmenlogo etc., denn schließlich müssen Großkunden an Land gezogen werden. Also das vorherige Spiel, nur viel größer.

Dies braucht zudem ein gewisses Selbstbewusstsein und ein Sich-gut-verkaufen-können (Selbstmarketing), was nicht in den Genen liegt, sondern sich vor allem während des Heranwachsens entwickelt – durch Familie, Schule, Umgebung usw. So ein Mir-gehört-die-Welt-Gefühl ist darüber hinaus auch sehr nützlich. Zuallerletzt, und das ist in meinem Fall das Wichtigste, braucht es die Fähigkeit, Stress an sich abperlen zu lassen. Da nicht nur die Betriebskosten, sondern auch die Betriebseinnahmen und somit die Verantwortung größer werden. Letzteres hat mich stets davon abgehalten, in dieser Kategorie mitspielen können zu wollen. Ich bin in instabilen Verhältnissen aufgewachsen



und schlage mich immer wieder mit posttraumatischen Belastungen herum, da ist beispielsweise Stress ab einem gewissen Ausmaß pures Gift und dringt in jede Pore. Von wegen abperlen ...

Ich arbeite, seit ich 17 bin. Damals, nicht mehr bei den Eltern wohnend, vor allem um mein Leben während meines langen Bildungswerdegangs zu finanzieren. Das bedeutete stets einen intensiven Zeitaufwand neben Schule, Ausbildung und diversen Studien.

Sogar als ich das Erasmus-Semester in West-London absolvierte, habe ich viele Monate zuvor noch mehr gearbeitet, um es mir überhaupt leisten zu können. Das Erasmus-Geld deckte die Lebenshaltungskosten nicht ab.

Die zu frühen Existenzängste und ständigen Belastungen gehen nicht spurlos an einem vorüber und machen sich oft erst später im Leben bemerkbar.

Fazit

Mein Lebenslauf zeigt deutlich, dass mit Bildung und Bemühungen allein die Klassenhürden nicht wirklich überbrückbar sind. Obwohl mir durchaus bewusst ist, dass bei mir Mehrfachdiskriminierungen ineinandergreifen, das heißt nicht nur Klassismus, sondern auch Rassismus und Sexismus die unsichtbaren Steine auf dem Weg vergrößern. Trotz alldem bin ich überzeugt, dass das Geldkapital – meiner Meinung nach der Hauptfaktor für Machtverteilung und soziale Hierarchie – ein Regler für die Intensivierung oder Reduzierung vieler Diskriminierungsformen ist. Zudem gibt es ohne vorhandenes Vermögen wenig Chancen auf nützliches Sozialkapital (hier meine ich vor allem „Vitamin B“).

Ohne Geldkapital läuft fast nichts, denn wir leben in einem Wirtschaftssystem mit stark **neoliberal** geprägtem Kapitalismus. Bezüglich der Politik bin ich derselben Meinung. Didier Eribon bringt dies gut auf den Punkt: Der Kern der politischen Entwicklung besteht darin, Reiche reicher zu machen⁴. Das kann in 2021 (im Vergleich zu 2020) an absurden Vermögenszunahmen von ausbeuterischen Unternehmer*innen wie Jeff Bezos (amazon) oder Hyper-Vermögensanhäuer*innen (aka Milliardär*innen) in Deutschland deutlicher denn je beobachtet werden. Unter den Top Ten der Unternehmer*innen sind Aldi, Lidl und BMW jeweils doppelt vertreten.

Apropos Vermögensanhäuer*innen – Glückwunsch: Deutschland hat seit Beginn dieses Jahres offiziell 138 Milliardäre, das entspricht einer Zunahme von 35,2% im Vergleich zum Vorjahr! Allerdings mit nur 35 deutschen Milliardärinnen⁵ (ca. 25%), der Pay-Gap macht sich eben überall bemerkbar.

¹ Ich war auf Position drei der Kurzliste für eine Professurenstelle. Die Kurzliste ist eine Ranking-Auswahl **jener** Bewerber*innen, die für **eine** Stelle in Frage kommen. Auf **besagte** Stelle hatten sich **damals** mehr als 800 Personen beworben.

² AK/AH ist eine selbst gewählte Bezeichnung für Arbeiter*innen-Kinder sowie Menschen mit Armutshintergrund aus nicht-akademischen Haushalten.

³ Die sprichwörtliche Metapher beschreibt, dass einem Esel als Anreiz eine Karotte – sichtbar, aber nicht erreichbar – vors Maul gehalten wird, um ihn dazu zu bringen, motiviert in eine Richtung zu laufen.

⁴ <https://www.zeitschrift-luxemburg.de/die-herrschenden-haben-angst-und-das-ist-wundervoll/>

⁵ <https://www.forbes.at/artikel/die-reichsten-deutschen-2021.html>

Pantea Ghormesabzi ist Initiatorin des Manifests Kulturkodex (<https://kulturkodex.tumblr.com>), das die Teilhabe und Repräsentation von marginalisierten Gruppen im Kulturbetrieb einfordert. pantea.ghormesabzi@gmail.com

SOLOSELBSTSTÄNDIGKEIT

*Über Schwierigkeiten in der Freiberuflichkeit und Selbstständigkeit. Von **Chris Hoeppe**.*

Soloselbstständigkeit - (k)ein Aufruf zum Nachmachen

Einen Artikel schreiben zu „Unternehmer:innen-tum“ – wunderbar! Ein Artikel über die Selbstständigkeit, die Freiheit im beruflichen Leben, den Spaß am (Lohn)Arbeiten, den vielen kreativen Projekten und der eigenen Lebenserfüllung. Es kann sein, dass es Menschen gibt, die ihr sog. Business so beschreiben würden. Ich nicht.

Seit 2007 arbeite ich als Freiberufler bzw. Solo-Selbstständiger. Das eine oder andere Mal brauchte es einen sog. Mini-Job oder eine Teilzeitstelle, um die Selbstständigkeit zu (er)halten. Soloselbstständigkeit & Freiberuflichkeit sind für mich die „ressourcenarmen“ Zugänge in die unternehmerische Selbstständigkeit, im Vergleich zur klassischen Unternehmensgründung, für die Menschen meist über viele Ressourcen verfügen müssen. Ich arbeite gerne als Freiberufler. Es scheint so als gäbe es gute Gründe, weshalb ich mich an meine Freiberuflichkeit klammere und ja, diese gibt es. Hier im Text. Allgemeine Gründe für die Entscheidung zur selbstständigen bzw. unternehmerischen Arbeit sind wahrscheinlich vielfältig. Ob ich nun der Meinung bin, eine besondere Idee vermarkten zu wollen oder eine „notwendige“ Dienstleistung anbieten möchte. Nicht selten werden Unternehmen auch vererbt und

somit ist es in manchen Familien üblich, eine Art Erbe, die sog. Firmenfolge, anzutreten. Und wo ich hier beim Erben bin und es somit um „Familie“ geht: Ich glaube ein wichtiger Grund, welcher eine bedeutende Rolle spielen kann, sind wohl die eigenen Sozialisationserfahrungen. Gibt es beispielsweise Biografien im Umfeld, welche Unternehmer:innen-tum und Selbstständigkeit vorlebten, kann dies ein Anreiz dazu sein, selbst diesen Weg einzuschlagen.

In nicht wenigen Familien machen sich Menschen selbstständig, weil sie keinen Job finden und versuchen die eigene Arbeitskraft mit dem dazugehörigem Handlungswissen als Einzelperson anzubieten. So ähnlich war es bei mir. Als einer der letzten aus der dritten Generation in der DDR-Geborenen sah ich sehr nah, nämlich in Familie und familiärem Umfeld, wie sich Menschen aufgrund nicht vorhandener Stellen in den Nachwuchsjahren mit Gelegenheitsjobs und Solo-Selbstständigkeit am Existenzminimum halten mussten. Es gab damals nicht wenige Menschen, deren beruflicher Werdegang über Nacht keinen „Wert“ mehr hatte und auch eine Umschulung brachte nicht immer die erhoffte Lösung, denn berufliche Alternativen auf dem Arbeitsmarkt gab es nun mal selten. Pendeln war für viele Menschen eine Möglichkeit, um den Lebensunterhalt zu verdienen oder eben eine Selbstständigkeit.



Was lag auch näher, im Sinne des neuen Systems, als das berufliche Handlungswissen auf dem freien Markt anzubieten? Das Märchen „Jede:r kann es schaffen, wenn er:sie nur hart arbeitet.“ erfüllte sich, auch Jahre später, häufig nicht.

In meiner Familie gab es selbständige Servicekräfte, Handwerker:innen, Türsteher:innen, Kurierfahrer:innen und einiges mehr. Die Selbstständigkeit wurde mir quasi vorgelebt. Was ich recht früh begriff: Für eine Gründung braucht es Ressourcen, also Kapital, besonders finanzielles, beispielsweise für Werkzeuge und Arbeitsmittel. Aber eben nicht nur. Es braucht auch sog. kulturelles Kapital oder anders: angeeignetes Wissen, um die Tätigkeiten auszuführen, die ich für mein Business benötige. Meine Familienmitglieder und ihr Umfeld eigneten sich das nötige Wissen meist autodidaktisch an und ich tat dies einige Jahre später ebenso. Das Problem dabei: „Autodidaktisch angeeignet“ bedeutet auch, dass ein zertifizierter Titel oder Abschluss, der das Handlungswissen nachweist, fehlt. In Dienstleistungs-, Handwerks- und auch Wissensberufen gilt mensch somit nicht als Fachkraft und dies ist für viele Auftraggeber:innen im Land des Zeugnis- & Zertifikatsfetisch ein guter Grund um auf faire Bezahlung zu verzichten. Ob die angebotene Arbeit im Vergleich zur zertifizierten Fachkraft nun schlechter, genauso gut oder sogar besser ausgeführt wird, spielt leider meist keine Rolle. Und dies kann sehr frustrierend und auch existenzbedrohend sein. Dennoch ermöglichte eine Selbstständigkeit die Gelegenheit mein informell erworbenes Wissen anzuwenden und somit in Bereichen zu arbeiten, in denen ich mir dies vorstellen konnte. Ein schöner Übergang zu meinen persönlichen Erfahrungen und einigen po-

sitiven Punkten.

Vor vielen Jahren machte ich eine überbetriebliche Ausbildung zum Fotomedienlaboranten. Jobangebote gab es nach der Ausbildung keine. Genau genommen gab es den Beruf bereits nicht mehr, noch bevor ich die Ausbildung abschloss. Sehr nah an dieser Tätigkeit lag der Beruf der Mediengestaltung. Mit meinem Abschluss gab es jedoch keine Hoffnung auf ein Angestelltenverhältnis in diesem Bereich. Ich eignete mir die damals gängigen Programme an und begann freiberuflich als Mediengestalter zu arbeiten. Die selbständige Arbeit ermöglichte mir quasi einen Zugang. Der Preis dafür waren prekäre Arbeitsverhältnisse, Über-Nacht-Abgaben und regelmäßiger Streit über schlechte Stundensätze. Ein Vorteil zu einigen festangestellten Kolleg:innen bestand jedoch: Wurde mir das Arbeitsklima zwischen free-Espresso und nervigen Projektmanager:innen zu eklig, ging ich und jobbte in der Gastro. Für mich mehr Freiheit als sich einige Personen vorstellen können und auch erst einmal kein Problem. Ich war pragmatisch-anpassungsfähig, denn bereits in meiner Jugend bin ich diversen Jobs nachgegangen.

Etwas, was ich bei vielen Menschen aus meiner Herkunftsklasse feststelle: Eine vielfältige Berufsvita, unterschiedlichstes Wissen aus verschiedenen Bereichen, Umgang mit beruflichen Brüchen und ein unglaubliches Maß an Anpassungsfähigkeit. Ich möchte an dieser Stelle nicht falsch verstanden werden. Dass Menschen in Lohnarbeit gezwungen werden muss immer kritisiert werden. Doch solange dieser Zustand existiert, sollten Personen hierfür auch mal die Wertschätzung erhalten, die sie verdienen. Oder

deutlicher: Wenn eine 40-jährige Person nach 20 Jahren akademischer Laufbahn eine Professur erhält, erfährt diese meist Anerkennung. Hat eine Person hingegen in ihrem Leben 40 Jahre lang verschiedenste Arbeiten verrichtet, beispielsweise im Gesundheitswesen, in der Gastronomie, im Verkauf und im Transportwesen, wird dies als „normal“ und/oder notwendig angesehen. Der Applaus bleibt aus.

Zurück zur Freiberuflichkeit. Nach ein paar Jahren Mediengestaltung und Bildretusche fand ich mich in einem medienpädagogischen Workshop wieder, den ein Freund - Mediengestalter und Pädagoge in Ausbildung - für Schulklassen anbot. Er bat mich um Unterstützung, da sein Assistent ausgefallen war. Dass ich die nächsten Jahre nicht weiterhin einfach Pixel verschieben mochte, sagte mir mein Bauchgefühl bereits länger. Dieses Gefühl verstärkte sich in dem Moment, als ich mit Schüler:innen über ihr Storyboard sprach. Die Idee, eher im Bereich der Pädagogik zu arbeiten war geboren. Der feste Entschluss dazu folgte. Tolle Idee! Nur weder der Schulabschluss noch weitere Ressourcen für ein Studium waren vorhanden. Ich las viel über Medienpädagogik, eignete mir wieder einmal informell Wissen an und schrieb Jugend- & Freizeitzentren an, in der Hoffnung Workshops anbieten zu können. Akquise. Anstrengend. Sehr. Nach einer Weile bot ich kleine Workshopformate an. Da war es wieder, das Problem: Keine Fachkraft. Nicht die passenden Ausbildungsabschlüsse. Ich traf auf Personen, welche vergleichbare Arbeit umsetzten, aber aufgrund eines Studienabschlusses – nicht einmal im pädagogischen Bereich – bis zum vierfachen meines Stundensatzes erhielten. Ich konnte nun zwar im pädagogischen Bereich arbeiten, aber

nicht davon leben und an dieser Stelle möchte ich anmerken, dass freiberufliche pädagogische Fachkräfte nur selten faire Honorare erhalten, ob mit oder ohne Uni-Abschluss. Um den „nötigen“ Abschluss zu erhalten, entschied ich mich für ein Fernstudium, auf Probe. Ich war nun bereits Anfang 30 und sah dies als einzige Möglichkeit ohne jahrelang Schulabschlüsse nachholen zu müssen. Meine Selbstständigkeit gab mir Raum für dieses Vorhaben. Fünf Jahre Studium neben der freiberuflichen (Lohn)Arbeit. Es gelang mir. Eine Empfehlung für diesen Weg würde ich jedoch nicht aussprechen. Doch selbst Abschlüsse einer Fernuni reichen einigen Menschen nicht. Als ich vor drei Jahren auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz als Systemischer Therapeut war, erhielt ich von einem Institutsleiter die Antwort, ein Abschluss der Fernuniversität reiche ihm nicht aus. Obwohl die Vorgaben des Dachverbandes klar einen „Hochschulabschluss mit human- oder sozialwissenschaftlicher Ausrichtung“ vorschreiben. Es bedarf keiner weiteren Argumentation. Gleichwertige Schul- und/oder Universitätsabschlüsse verschieden und nach eigenem Muster zu bewerten ist elitär, klassistisch, verstärkt Bildungsungerechtigkeit und ist leider allzu oft Praxis in unserer Gesellschaft. Es zeigte sich jedoch, dass meine Ausbildung an einem anderen Institut besser aufgehoben war und ist.

Zusammenfassend würde ich sagen, eine Selbstständigkeit kann Raum und Flexibilität bieten. Für mich bedeutet diese nämlich auch, mich nicht ganz so stark in Abhängigkeiten von Arbeitgeber:innen zu begeben. Ich kann freier entscheiden, welche Aufträge ich annehmen möchte und ob sich diese beispielsweise mit meinen (politischen) Idealen vereinbaren lassen. Dennoch, ein



selbstbestimmtes (Lohn)Arbeiten ist auch in Form einer Soloselbstständigkeit nur bedingt möglich, denn am Ende des Tages braucht mensch Einnahmen um Leben zu können. Und wie bei den meisten Dingen im Leben entscheidet auch deine Herkunft, die Ressourcenausstattung und die Privilegien, welche du genießt, darüber, wie sich deine Selbstständigkeit ausgestaltet. Ohne verkürzt argumentieren zu wollen, auch im Austausch mit Freund:innen und Kolleg:innen, zeigt sich immer wieder: Ökonomisches Kapital wie Rücklagen, Erbmasse und Ersparnisse ermöglichen einen guten Start und Gelassenheit. Soziales Kapital also vorhandene Netzwerke, beispielsweise durch Familie, Freund:innenkreis und Kommiliton:innen, bringen Aufträge und kulturelles Kapital, wie Titel und zertifizierte Abschlüsse, begünstigen hohe Honorare und können somit den Weg in und durch die Selbstständigkeit erfolgreicher gestalten. •

Chris Hoeppe ist systemischer Berater & Bildungsarbeiter – er gestaltet digitale Bildungsformate sowie systemische Beratungspraxis und diese diversitätssensibel und diskriminierungskritisch. Er schreibt auch gerne, wenn er die Zeit dazu findet.

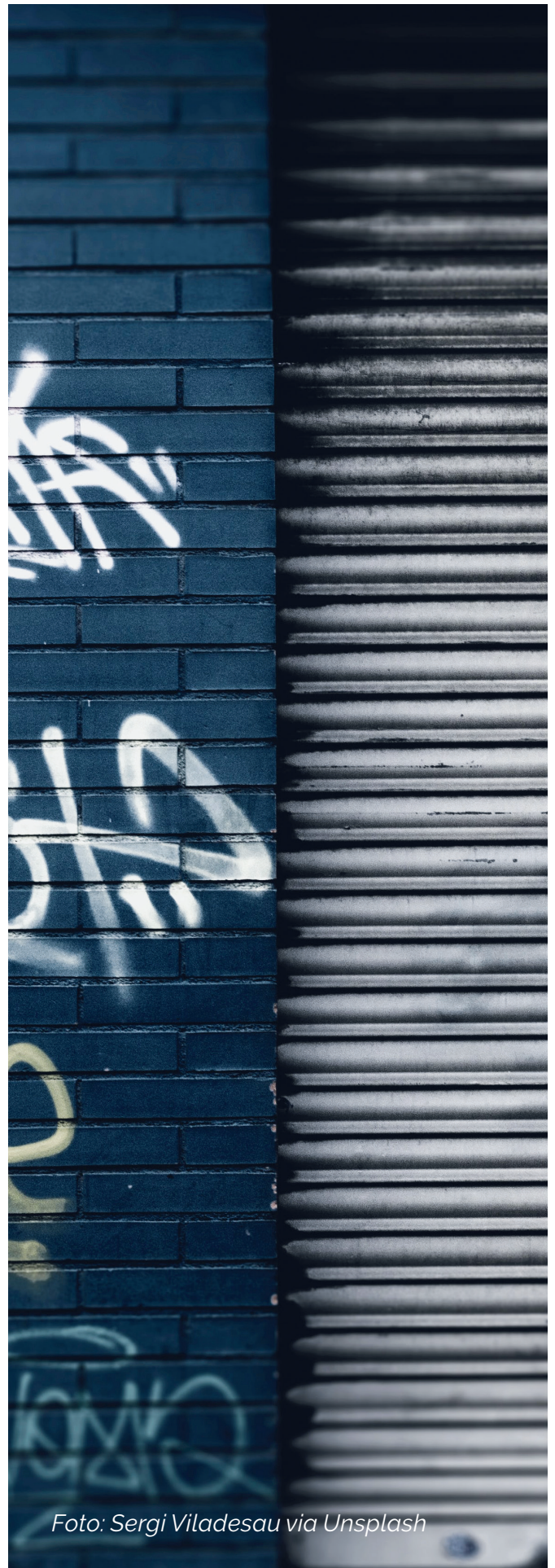


Foto: Sergi Viladesau via Unsplash

DIE SCHOCKSTARRE

*Über die Realität des Arbeitslebens und daraus folgende psychische Belastung. Von **Daudi Czok**.*

Ich bin in der DDR in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen. Doch musste ich nach der Schule am eigenen Leib erfahren, dass die Verhältnisse in der Arbeit andere sind als noch zu DDR-Zeiten. Oma war Krankenschwester und Opa hat im Erzgebirge im Bergbau gearbeitet. Vater war arbeitslos, schloss aber später eine Ausbildung zum Heizungsinstallateur ab und meine Mutter ist bis heute in der Sozialarbeit tätig. Als mein Stiefvater in die Familie kam, hatten wir (auch) noch einen Landwirt in der Familie. Obwohl ich relativ unbeschwert aufwuchs, prägte mich die Trostlosigkeit in Ost – Mecklenburg, wo die Menschen keine Arbeit hatten und die NPD starke Kraft war. Die meisten Familienmitglieder mussten sich irgendwie durchschlagen, z.B. mein Opa als Putzhilfe, da er nach der Wende nicht mehr im Bergbau arbeiten konnte und die Arbeit verlor, was natürlich an seinem Stolz nagte. Meine Eltern schlugen sich teilweise als SubunternehmerInnen¹ und Ich-AG durch, was natürlich nicht so gut funktionierte.

Nach einer mehr schlecht als recht unbeschwer- ten Schulzeit bewarb ich mich um eine Lehrstel- le zum Koch. Da merkte ich schon, dass die Ar- beit nicht mehr so romantisch ist, wie es meine Verwandten über die DDR-Zeit beschrieben. Als Erstes bekam ich den ungeheuerlichen Konkur- renzdruck in der Bewerbungsphase zu spüren.

In den meisten Hotels bewarben sich über 500 andere BewerberInnen, wovon oft nur zwei zu- gesagt wurde. Damals war mir das noch nicht so bewusst. Ich manipulierte mich selbst. Der Motor musste wie geschmiert laufen und ich musste funktionieren. Bei den Bewerbungsgesprächen war ich meistens rasiert und trug einen Anzug.

Und so kam ich recht schnell in ein Hamster- rad aus kleinen Erfolgen und großen Niederla- gen. Versagensängste packten mich und schon dort fing die Depression an, was mir im patholo- gischen² Sinne damals noch nicht bewusst war.

Als ich dann mit der Ausbildung zum Koch in ei- nem Luxushotel an der Ostseeküste anfang, fehl- ten mir die sozialen Bezugspunkte. Die einzige Konstante fand sich eher in der Geschäftsfüh- rung; denn auch der Küchenchef und die Sous Chefs wurden so oft gewechselt, wie die Unter- hose. Es war auch ein komisches Gefühl, wenn die Hotelchefs ständig Partys schmissen, aber unter Auszubildenden, ArbeiterInnen und „Aus- hilfen“ eine ständige Fluktuation herrschte.

Als Erstes wurden wir in so einen blöden Golf- club eingeladen. Es war eher eine gediegene Stimmung, was es auch etwas deplatziert wirken ließ, als zwei Arbeiter ein paar Bier zu viel tranken. Letzten Endes konnte ich bei dem Tempo, wel-



ches in der Arbeit und auch in der „Sozialstruktur“³, sofern man von einer intakten Sozialstruktur sprechen konnte, nicht mithalten. Es folgten Jahre der Einsamkeit, Depressionen, Verletzungen, Verbitterungen, Leistungsgefallen und schlechten Berufsschulnoten. Im Grunde isolierte ich mich selbst und vermied intensivere Kontakte. Ich befand mich in einer Art Schockstarre, wie eine Spinne, die ihre Beine an den Körper zieht. Ich hörte auch immer mehr finstere und misanthropische Musikrichtungen, wie Black Metal, mit denen ich mich teilweise identifizieren konnte. Denn die Existenz einer solidarischen Arbeiterklasse in der Gastronomie war mir fremd. Gewerkschaften waren ein Fremdwort, denn Köche setzen sich nicht für bessere Arbeitsbedingungen ein, da die Qualität des Services Vorrang hatte. Von Gewerkschaften habe ich am Rande höchstens aus der Systemgastronomie, wie McDonalds, Burger King und Co., etwas gehört, da also, wo den einfachen ArbeiterInnen KundInnenzufriedenheit nicht so wichtig ist, weil ihr Zweck der Arbeit nur das Überleben beinhaltet. Bei McDonalds und Co. wurde auch öfters mal über unfreundliche KundInnen gelästert.

Nachdem ich mich irgendwie durchgeboxt hatte, und die Ausbildung mit Ach und Krach abschloss, fand ich mich in der Frühstücksküche wieder, was an meinem Ego nagte, da ich mir nicht eingestehen konnte, dass ich den Sachzwängen (z.B. Geschwindigkeit, Qualität, Durchhaltevermögen) der A La Carte Küche nicht gewachsen war. Ich fühlte mich also zum letzten Kantinendödel am Ende der „Nahrungskette“ degradiert und auch mein Selbstbewusstsein gegenüber potenziellen Partnerinnen schrumpfte

in dieser Zeit massiv, da ich mich für einen Loo-ser hielt und mich starke Schuldgefühle plagten. Alles war sinnlos. Ich fühlte mich komplett vom Sozialen und der Arbeit entfremdet.

Schließlich folgten Jahre der Psychiatrieaufenthalte und der Orientierungslosigkeit. Wenn eine Krise kam, fing ich im Affekt wieder mit dem Rauchen an. Etliche Male habe ich versucht aufzuhören. Einerseits wollte ich wieder einen festen Job haben und bewarb mich und tätigte viele Probearbeiten. Andererseits verlor ich die Lust am Kochen und wenn wieder Stellenvorschläge vom Arbeitsamt kamen, kräuselten sich mir die Fingernägel. Nach langem Hadern, kam ich an einem Punkt an, an dem ich keine Lust mehr hatte als Koch zu arbeiten und ich bewusst entschied aus dieser Branche auszusteigen. Seitdem habe ich mich krankschreiben lassen und mich arbeitslos gemeldet. Jetzt gehe ich den Weg über Teilhabe für psychisch kranke Menschen.

Bis heute habe ich mit den Folgen, z.B. Selbstüberschätzung, Schuldgefühlen und dem Gefühl nicht gut genug zu sein, zu kämpfen. Aber ich bin froh aus dem Hamsterrad hinaus zu sein. Die Emanzipation der ArbeiterInnenklasse wird gewiss kommen und ich bin zuversichtlich. Der erste Schritt ist die Einsicht! Und ich wünsche mir auch von anderen Menschen, dass sie sich eines Tages von ihren selbst auferlegten Ketten befreien können! ●

¹ UnternehmerInnen, der von einem anderen Unternehmer oder Unternehmen, das einen Auftrag übernommen hat, damit betraut wird, einen Teil dieses Auftrags auf dessen Rechnung auszuführen

² krankhaft

³ hier: soziales Umfeld



Foto: Shane Rounce via Unsplash

Der Autor ist 28 Jahre alt und 1993 in Berlin geboren, wuchs in Mecklenburg Vorpommern auf und absolvierte nach der mittleren Reife eine Ausbildung zum Koch, wonach er noch drei Jahre in den Beruf arbeitete. Nach Psychiatrieaufenthalten und einem freiwilligen ökologischen Jahr in einer Kommune in Mecklenburg Vorpommern, entschied er den Weg der Teilhabe für Menschen mit psychischen Erkrankungen zu gehen und fing eine Arbeits- und Sozialtherapie im Hiram Haus Klosterferlde, in Brandenburg an.

UNTERNEHRMERTUM VON ARBEITER*INNEN: ERFOLG ZWEITER KLASSE

*Über die Sichtweise auf Erfolg von Arbeiter*innen im „Unternehmertum“. Von **Aleksandra Ratajczak**.*

Als Personen, die aus einer Nicht-Akademiker*innen Familie kommen und in die akademische Welt einsteigen möchten, werden wir oftmals bereits in jungen Jahren mit einer gewissen Logik konfrontiert: Familie, Verwandte, Lehrer*innen loben dich für deine Entscheidung. Die Ambition, an die Universität zu gehen und deiner „sozialen Herkunft den Rücken zu kehren“ wird positiv aufgenommen. Dabei lernen wir bereits in frühen Jahren, dass Arbeiter*innen sein, etwas ist, von dem wir verschont werden sollten. Es wird degradiert zu etwas Minderwertigem, etwas wovor uns jeder bewahren möchte.

Wir laufen Gefahr, dass wir dadurch die Erfolge von Arbeiter*innen übersehen, dass ihr Unternehmertum als irrelevant abgestuft wird. Dadurch wie wir unsere Kinder erziehen, entwickeln wir eine Generation, die mit der Angst aufwächst, in die Arbeiter*innenschicht eingestuft zu werden.

Unternehmertum ist für mich viel mehr, als lediglich das wirtschaftliche Schaffen eines Unternehmens. Vielmehr ist es für mich eine Geisteshaltung, die jeder Mensch besitzt. Es ist das Streben nach neuen Ideen, Verbesserungen, unabhängig von Herkunft, Bildung oder Beruf. Es ist die Bereitschaft etwas verändern oder entwickeln zu wollen. Es ist die Eigeninitiative, die einen dazu verleitet etwas auf die Beine stellen zu

wollen. Dies kann verschiedene Formen annehmen: Sei es das Engagement in einem Think Tank, sei es das Streben nach Veränderungen in sozialen oder kulturellen Projekten wie beispielsweise das Gründen von Arbeitsgemeinschaften, Kollektiven oder Gruppen. Es ist eine Form des Engagements, welche den persönlichen Erfolg ausmacht und an soziale, kulturelle und gar technische Veränderungen in der Gesellschaft gekoppelt ist..

Meine Frage ist nun, warum wir klassistische Strukturen bei der Bewertung von persönlichem Erfolg verwenden. Warum vergleichen wir Erfolg? Warum wird das Unternehmertum eines*iner Akademiker*in in der Gesellschaft oftmals als wertvoller angesehen, als das eines*iner Arbeiter*in? Diese Fragen sollen keineswegs lediglich kritisieren. Es ist vielmehr Selbstreflexion. Die Selbstreflexion eines Arbeiter*innenkindes. Macht unsere stetige Angst, so zu enden wie unsere Eltern, das Unternehmertum von Arbeiter*innen zu einem Unternehmertum zweiter Klasse?

Rekapitulieren wir nun einmal unsere Erfahrungswerte. Wird das Unternehmertum von Arbeiter*innen degradiert, weil wir „Unternehmertum“ mit einem Aufstieg, dem sozialen Aufstieg, in Verbindung setzen? Bleibt dieser aus, weil er womöglich nicht einmal das Ziel des Ganzen gewesen

ist, stempeln wir die Bemühungen als etwas geringwertiges ab.

Stehen wir in der akademischen Welt repräsentativ für eine Schicht, vor der uns alle, sogar wir selbst, bewahren möchten? Schauen wir uns an, wie sich der Aufstieg in die akademische Welt für Arbeiter*innenkinder entwickelt, schließlich sind wir oftmals der erste „eigentliche“ Kontakt unserer Kommiliton*innen aus akademischen Haushalten zu jener Schicht in der Bevölkerung: Wir werden gelobt, sofern wir auf eine bessere Schule gehen, zusätzliche Kurse belegen und trotz Minijob, Hilfe leisten für Familienangehörige oder trotz anfänglicher Schwierigkeiten gute akademische Leistungen erzielen. Wo hört das Lob jedoch auf?

Erfahrungsgemäß dort, wo wir „trotz unserer Verhältnisse“ besser abschneiden als eine privilegiere Person. Das Lob hört auf, freundliche Worte verwandeln sich in Kommentare wie: „Bist du dir sicher, dass du nicht zu viel machst?“, „Wie kam es eigentlich dazu, dass du XY studierst, obwohl du keinen familiären Bezug dazu hast?“ oder „Es ist erstaunlich, dass du so gut abgeschnitten hast.“ Übersetzt wirken diese Fragen fast schon offensiv. „Wer bist du und was machst du hier?“ Sie geben den Eindruck, dass man nicht hierhin gehört. Wieder wird das Unternehmertum, das aus der Arbeiter*innenschicht kommt, dein Unternehmertum, abgewertet.

Wünschenswert wäre eine neue Sichtweise auf die Erfolge von Arbeiter*innen und ihrer Kinder. Eine, die nicht bewertet, abwertet oder vergleicht mit Kriterien, die klassistische Faktoren aufweisen. Hierzu benötigen wir einen offenen Dialog

und ein offenes Ohr für Betroffene. Das Wichtigste ist jedoch Selbstreflexion und Selbstkritik. Wann habe ich meinen Erfolg als besser empfunden, weil ich eine akademische Laufbahn anstrebe? Wann habe ich mich als Arbeiter*innenkind auf irgendeine Art besser als meine Arbeiter*inneneltern gefühlt? Eine solche Reflexion kann anfangs beschämend sein. Aber es könnte ein erster Schritt zur Dekonstruktion klassistischer Strukturen und eine Aufarbeitung unserer Wahrnehmung der Anstrengungen, Entwicklungen und Erfolge von Arbeiter*innen und ihren Kindern sein.

•

Aleksandra Ratajczak studiert an der LMU München Jura mit dem Schwerpunkt Völker- und Europarecht. Sie ist in Polen geboren und mit neun Jahren nach Deutschland gezogen. In ihrer Freizeit engagiert sie sich aktivistisch insbesondere für Rechte von Minderheiten, Frauen und die LGBTIA+ Community.

FLUCHT VOR DEM HESSISCHEN BILDUNGSSYSTEM

oder: Menschenrechte in der hessischen Schule. Kritik über das Bildungssystem. Von **Simone van Slobbe**.

„Bei allen Maßnahmen, die Kinder betreffen, gleichviel ob sie von öffentlichen oder privaten Einrichtungen der sozialen Fürsorge, Gerichten, Verwaltungsbehörden oder Gesetzgebungsorganen getroffen werden, ist das Wohl des Kindes ein Gesichtspunkt, der vorrangig zu berücksichtigen ist.“ UN-Kinderrechtskonvention Artikel 3 (1)

„Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig.“ BGB §1631

Seit bald zehn Jahren initiieren und begleiten wir als Verein "Schule für alle im Landkreis Gießen e.V." Bildungspatenschaften zwischen Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund aller Altersstufen und Schularten und Studierenden des Lehramts und der Erziehungswissenschaften der Justus Liebig Universität in Gießen. Wir finanzieren uns ausschließlich aus Spenden. Unser Ziel ist es, Kinder und Jugendliche individuell dabei zu unterstützen, schulerfolgreich sein zu können. Außerdem ist es unser Wunsch, die Bewusstheit im Handeln der Studierenden für die Kinder und Jugendlichen zu schärfen, die im hessischen Bildungssystem aus unterschiedlichen Gründen oftmals nicht automatisch auf der Sonnenseite stehen.

Kinder und Jugendliche sind, genauso wie ihre Eltern, mit (Menschen-)Rechten ausgestattet, die auch in der Schule gelten sollten. Die Autorin ist die Initiatorin und Koordinatorin des Projekts und die Schilderung ihres Projektalltages soll verdeutlichen, wie sich die Missachtung dieser Rechte im Schulalltag zeigt und wie Schüler*innen und ihre Familien diese Missachtungen erleben, die ihnen beabsichtigt oder unbeabsichtigt im Bildungssystem zugefügt werden. Der von ihr geschilderte Alltag beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern unser hessisches Bildungssystem quasi systemimmanent den Kindern und Jugendlichen diese universal gültigen Rechte im Grunde abspricht, obwohl es doch die Aufgabe des Bildungssystems sein müsste, eine Bewußtheit darüber zu schaffen, dass wir alle gleichermaßen mit diesen ausgestattet sind.

1.1 Lieber Krieg als Schule?

Donnerstagvormittag, 10.00 Uhr auf dem Parkplatz einer Grundschule im Landkreis Gießen. Ich bin mit einem palästinensischen Vater verabredet, der mich gebeten hat, an einer Sitzung in der Schule teilzunehmen, die für seinen Sohn einberufen wurde, weil, O-Ton des Vaters, „heute entschieden werden müsse, ob der M. ein Integrationskind wird“. Eine Lehrerin eilt herbei, begrüßt uns ganz freundlich, gibt uns zu verstehen, dass

sie sich schon auf das Gespräch freut. Dann hält sie inne, guckt mich an, und fragt, wer ich denn sei und geht wieder. Wir treffen uns im Büro der Schulleiterin wieder. Keine der anwesenden Frauen stellt sich vor, nur ich. Erst da wird mir klar, dass wir uns in einem Förderausschuss befinden. Die Akte des Drittklässlers liegt vor der BFZ-Kraft, dick und prall. Die Klassenlehrerin und die Schulleiterin umreißen kurz das Problem: Schlechte Noten, Verhaltensprobleme, schlechter Hawik-Intelligenztest, M. sei auf dem Stand der zweiten Klasse¹, offensichtliche Lernbehinderung. Des Weiteren führen sie aus, dass nur das Label „Lernbehinderung“ den Jungen davor bewahren könne, dass er weiterhin mit ihm überforderndem Schulstoff konfrontiert werden müsse. Nur so müsse er nicht mehr weiterhin ertragen, dass er mit seiner einzigen Sechs an der Tafel im Notenspiegel erscheine, und die anderen Kinder der Klasse immer schon genau wüssten, dass M. wieder eine Sechs geschrieben habe. – Unter anderen kommt auch heraus, dass der Junge inzwischen regelmäßig ein leeres Blatt abgibt und die Lehrerin bittet, ihm gleich die Sechs zu geben. (Mein Gedanke: Damit behält er die Macht über sich selbst und muss sich nicht von anderen beschämen lassen – schlauer Junge). Die Lehrerin zeigt sich diesem klasseninternen Geschehen gegenüber völlig machtlos und ausgeliefert, nach ihrer Überzeugung trägt sie dafür keinerlei Verantwortung. Dieser Zusammenhang sei dem Vater vorher schriftlich mitgeteilt worden, er sei über alles informiert, alles sei aktenkundig. Abstimmung und Unterschrift müsse in der nächsten halben Stunde geschehen, das würde das Hessische Schulgesetz so vorschreiben. Ein weiterer Termin sei nicht vorgesehen. Und noch einmal: Wenn der Junge kein Lernhilfe-Schüler würde,

müsse er sitzen bleiben. Die Damen der Grundschule und die BFZ-Kraft räumen uns drei Minuten Beratungszeit ein, die ich vor der Bürotür mit dem Vater verbringen darf, der es jetzt endgültig mit der Angst zu tun bekommt. Er fragt mich hilflos: „Was würdest DU machen?“ Was haben wir für Aussichten: Unterschreiben, und der Junge „ist“ lernbehindert, ohne zu wissen, welche Konsequenzen das genau für seine weitere Schullaufbahn hat, oder nicht unterschreiben und mit den Lehrerinnen einen offenen Streit vom Zaun brechen, der dem Jungen auf einer anderen Ebene schaden würde.

Nach drei Minuten wird die Tür aufgerissen mit dem Hinweis, die Zeit sei um! Der Vater unterschreibt das einstimmige Protokoll mit der Zuschreibung „Lernbehindert“. Er sagt noch leise, dass er Angst davor habe, dass sein Sohn noch mehr in der Schule unter Druck gerät, wenn er nicht unterschreibe. Ich werde ebenfalls zur Unterschrift genötigt. Mein Hinweis, ich werde das nicht unterschreiben, wurde weggewischt mit der Aussage: „Das muss so sein“. Nach meiner Erinnerung fällt der drohende Satz, ich würde mich nicht für die Familie förderlich zeigen und ihr keinen Gefallen tun mit meinem Verhalten und meiner Meinung. – Die Gesprächssituation hatte die Atmosphäre eines polizeilichen Verhörs von für schuldig Befundenen. Die Definitionsmacht lag ganz klar und ausschließlich bei den Grund- und Förderschullehrerinnen und sie bedienten sich nach meiner Meinung unlauterer Mittel, um diese durchzusetzen: Nötigung, Erpressung und eventuell Lügen. Ich war sprach- und fassungslos.

Im Anschluss an das Gespräch teilte mir der Vater mut- und energielos mit, dass er ernsthaft



überlege, seine hochschwangere Frau mit den Kindern in den Gazastreifen (!!) zurückzuschicken, weil er die Schikanen an der Schule hier nicht mehr ertrüge und nicht wisse, wie er seine Kinder davor schützen solle. Mein Gedanke: Lieber Krieg als Schule?

Ich beschwerte mich über diesen Gesprächsverlauf am nächsten Tag beim staatlichen Schulamt – meine Beschwerde blieb ohne Konsequenzen. Später wird mir von Dritten erzählt, die Schulleiterin habe ihr Bedauern gegenüber dem Schulamt geäußert.

1.2 Schweigen als Selbstschutz

Montagnachmittag, Hörsaalgebäude, Seminarraum: Wir haben unsere letzte Sitzung unserer Veranstaltung „Migration und Lernvielfalt“, einem Proseminar für Pädagogikstudierende. Wir essen Kuchen und trinken Kaffee zum Abschied. Während des Seminars waren vor allem die Studentinnen mit „Migrationshintergrund“ auffallend still und wirkten sehr zurückgezogen. Zum Abschied kommen sie zu mir, eine nach der anderen, und geben mir die Hand. Auf meine Rückfrage, warum sie sich im Seminar so wenig gezeigt haben, sagt eine Studentin, dass sie sich in unserem Seminar sehr „gesehen“ gefühlt habe und dass wir offenbar genau wüssten, wovon wir im Seminar sprachen. Dass sie sich mit ihren Erfahrungen in allem wieder gefunden habe, aber nichts sagen konnte, weil es für sie nichts mehr zu sagen gäbe. Sie habe schon vor längerer Zeit beschlossen, in die Türkei „zurück“ zu gehen (sie ist hier geboren), weil sie die erlebte Art von Diskriminierung nicht mehr ertragen wolle. Lieber nähme sie dann die Probleme in der Türkei auf

sich. Weiteres und Genaueres konnte und wollte sie mir nicht sagen. Die Tränen stehen ihr und mir in den Augen. Wir verstehen uns ohne viele Worte, und sie ist es leid, immer wieder darüber sprechen zu müssen. Ich erlebe ihr Schweigen als stillen Protest, aber auch als Selbstschutz: Wer will schon gerne über sich selbst sagen müssen, dass er ein armes Schwein ist, fortlaufende Missachtungen und Ungerechtigkeiten erlebt, denen er oder sie sich nicht verwehren kann.

Hier ist aus unserer Erfahrung anzufügen: Beinahe alle Familien mit Migrationshintergrund, die wir persönlich kennen, beteuern, dass sie mindestens ein Kind in der Familie haben, welches im Laufe seiner Schulzeit zum Lernbehinderten/ zur Lernbehinderten gemacht wurde. Mir wurde im Seminar wieder einmal deutlich, wie viel Energie und Kraft es kosten muss, sich gegenüber der Zuschreibung, zu dumm zu sein, immer wieder zur Wehr setzen zu müssen und wie schnell es gehen kann, dass diese Zuschreibung in das Selbstkonzept übernommen wird, mit allen fatalen Konsequenzen, wie Schulverweigerung, Lernunwille usw. Die Auswirkungen dieser Art von seelischen Verletzungen scheint keinen zu interessieren. Es ist absolut kräftezehrend, ständig dagegen halten zu müssen, wie ich aus eigener Schulerfahrung als Arbeiterkind auf einem Gymnasium weiß. Auch die Studierenden dieses Seminars wurden immer wieder zurückgestuft, das wurde im Laufe des Seminars deutlich. Sie durften oft trotz bester Noten nicht auf weiterführende Schulen gehen, hangelten sich mit viel Mühe durch alle Schulformen bis zum Abitur durch, verloren durch die vielen Umwege viel ihrer kostbaren Lebenszeit.

¹ Das hören wir fast immer als einzige Diagnose in Fördergesprächen: Stand der zweiten Klasse bei einem Drittklässler, Stand der ersten Klasse bei einem Zweitklässler usw. Genaue Einblicke in die Lernschwierigkeiten werden den Eltern und uns selten gegeben. Dipl. - Päd. Simone van Slobbe, 2016 www.sfa-giessen.de

² BFZ-Kraft = Mitarbeiterin eines Beratungs- und Förderzentrums im Hess. Schulsystem siehe auch: Hessisches Kultusministerium, www.kultusministerium.hessen.de <https://kultusministerium.hessen.de/foerderangebote/sonderpaedagogische-foerderung/beratungs-und-foerderzentren>, abgerufen 09.09.2021

³ Hamburg-Wechsler-Intelligenz-Test für Kinder von David Wechsler



Dipl.-Päd. Simone van Slobbe
Initiatorin und Projektkoordinatorin des Vereins
„Schule für alle im Landkreis Gießen e.V.“, der
sich für Bildungsgerechtigkeit im Hessischen Bil-
dungssystem einsetzt.

Eine Auswahl weiterer Erfahrungsberichte Simo-
nes findet ihr auf dishwasher-magazin.de

TAKE OFF YOUR DOC MARTENS!

*Eine Streitschrift über Cultural Appropriation, Klassismus und Political Correctness und über ihre Gefahren und Chancen. Von **Alice Heyde**.*

Ich habe lange überlegt, ob das was ich mitteilen möchte, nur ein subjektives Gefühl ohne Grundlage ist? Ob alleine meine Wahrnehmung auf einen gewissen Teil unserer sozialen Realität für eine Form der politischen Meinungsbildung ausreicht? Vermutlich resultiert mein Grübeln über die Berechtigung meiner Gefühle aus dem Mangel an Austausch. Meist, wenn Mensch mit anderen Klassismus betroffenen redet, wird aus einem ständigen Hinterfragen des eigenen Gefühls, eine gemeinsame Erfahrung. Daher schreibe ich auch so gerne, denn das ist eine wundervolle Art einen Dialog zu beginnen.

Worüber ich schreiben möchte, ist ein Gefühl. Es ist ein diffuser grauschwarzer Klumpen an der Oberfläche eines stürmischen Meeres und so schwer wie Blei. Dieses tritt häufig auf, wenn über Cultural Appropriation¹ und Awareness diskutiert wird. Denn häufig nehme ich dabei eine Art Schiefelage wahr, getreu dem alten Spruch: „Man sieht den Splitter im fremden Auge, im eignen den Balken nicht.“ Diese Schiefelage sieht meines Erachtens folgendermaßen aus. In unserer linksliberalen Szene gibt es Menschen, die in sozialen Zusammenhängen mehr gehört werden als andere, soweit so normal. Schwierig wird es allerdings, wenn das Gehörtwerden und auch die Teilnahme an nicht immer offensichtliche und nicht immer einhaltbare soziale Normen gebunden ist. In

meiner Streitschrift möchte ich auf das Phänomen aufmerksam machen, dass Political Correctness² und Awareness³ als soziale Barriere gegen Menschen die nicht in der linksakademischen Bubble sind (von Klassismus betroffenen), wirken. Dabei möchte ich ins Auge fassen, wie dieser soziale Ausschluss auf einer Ablehnung der Kultur dieser Menschen beruht, dabei gleichzeitig jedoch Aspekte ihrer Lebensweisen auf teils romantisierende, ironische und exotisierende Weise angeeignet werden.

Bevor ich durch Bücher die Möglichkeit hatte, den Versuch zu starten, diese Beobachtungen möglichst sortiert wiederzugeben waren sie als Gefühl präsent. Dieses Gefühl wurde nicht erst durch zurecht wichtige Theorien von Political Corectness und Cultural Appropriation an sich ausgelöst, auch nicht von der Bitte um Rücksichtnahme, sondern vielmehr vom vorherrschenden Umgang damit in so manchen politischen Kreisen. Häufig beschleicht mich nämlich innerhalb der akademisch-/ mittelschichtsgeprägten deutschen linken Szene der Verdacht einer Stellvertreter*innenpolitik, welche für sich bestimmte Verhaltenscodes definiert, die sie als ausschließlich richtig ansieht. Die Kontrolle über das Einhalten der Codes fungiert hier als Sieb. Menschen, welche diese Verhaltens -normen nicht erfüllen, werden ausgesiebt. Während akademische Linke in ihrer Funktion als Türwächter*innen entscheiden, welche Verhaltenscodes es zu schützen gilt und wel-

che aufgrund ihrer mangelnden Sichtbarkeit ignoriert werden. Dies passiert auch nicht aus böser Absicht heraus sondern aus Unachtsamkeit.

Ursprünglich erfüllten diese Vorgänge meiner Ansicht nach eine andere Funktion, nämlich den lobenswerten Versuch, Barrieren für FLINTA*s, BI-PoCs und queere Menschen abzumildern, indem Mensch probiert, trotz weisser/Cis* Dominanz unterdrückungsärmere Räume zu schaffen. Durch die oben beschriebenen Mechanismen geschieht aber manchmal etwas anderes. Leute, die aufgrund von mangelnden Möglichkeiten noch nicht diese Codes kennen, treten in Fettnäpfchen; jeder macht das mal.

Dies sorgt dafür, dass, durch das Nicht-Reflektieren verschiedener Lebensumstände und auch kultureller Differenzen eine negative Wahrnehmung von der von Klassismus betroffenen Person entsteht, die in das Fettnäpfchen getreten ist. Das Fehlverhalten des von Klassismus betroffenen Menschen rückt verstärkt in den Fokus. Damit entsteht ein selbstverstärkender Kreislauf aus gegenseitiger Ablehnung, welcher zu oft auf Kosten von von Klassismus betroffenen Leuten zu Ausschlüssen führt. Hiermit ist nicht die erwünschte freundliche Aussprache, mit der Person gemeint, sondern stumme Ausschlüsse und harsche Ansprachen. Beim Schreiben fällt mir auf, dass diese Mechanismen sicherlich nicht nur in der linken Szene gelten, sondern auch immer wieder in den verschiedensten Formen und Farben, in den verschiedensten Situationen auftreten.

Was sind die negativen Konsequenzen für Betroffene?

Als negative Konsequenz muss man eindeutig das Ungleichgewicht in der Kommunikation benennen. Es wird nicht von Betroffenen definiert, wer in und wer out ist, sondern diese Dinge passieren unbewusst und automatisch. Gleichzeitig habe ich das Gefühl, dass klassistische Betroffenheiten nicht einmal in den Dialog der Rücksichtnahme als linkes Ideal aufgenommen werden, während Betroffene durch das ewige Minenfeld linker Mittelstandskultur hüpfen.

Das Nicht-Wahrnehmen von klassistischen Betroffenheiten, ist manchmal sehr schmerzhaft. Besonders wenn ich sehe, dass Torwächter*innen, Dinge für die sie mich kritisieren, selbst in ähnlicher Form mir gegenüber anwenden. Als Beispiel möchte ich hier class appropriation an der Unterschicht benennen. Dieser Begriff wurde in einer Diskussion gemeinschaftlich geschaffen, um Aneignungsprozesse von Kulturgütern aus der Unterschicht zu beschreiben. Er soll sich bewusst aufgrund der historischen Unterschiede von der cultural appropriation abgrenzen, aber trotzdem die Problematik in ihrer vollen Härte darstellen. Denn auch in dieser Art sozialer Aneignungskonflikte greifen die bekannten Mechanismen der cultural appropriation. Betroffene müssen Diskriminierung aufgrund des Auslebens der Kultur ihrer sozialen Herkunft fürchten, was zu einer Selbstverleugnung und Überanpassung auf Kosten der geistigen Gesundheit führen kann, während Nicht-Betroffene wohl Lob und Anerkennung für ihr „alternatives Auftreten“ bekommen. Kulturgüter der nicht-akademischen sozialen Schichten werden wie ein hübscher Sperrmüllsessel am Strassenrand betrachtet: Er ist cool. Ichnehm ihn mit, beschäftige mich aber weder mit seiner Herkunft, seiner Bedeutung noch seiner Geschichte und wenn ein schönerer Sessel am



Strassenrand steht, stellt Mensch den alten Sessel wieder raus. Es werden nur einzelne Teile herausgepickt, ohne anzuerkennen, dass Menschen aus nicht-akademischen Milieus über eine eigene Kultur verfügen, mit Geschichte, Sprache und Kunst.

Als Abschluss sei gesagt, dass ich sehr hoffe, wenn Klassismus in der linken Szene anerkannt wird, auch die class appropriation an uns sichtbar wird. Ich würde nie von einer betroffenen Person verlangen Bildungsarbeit zu leisten. Aber nicht betroffene Menschen, die meine Streitschrift anspricht, würde ich bitten, sich in ihrer Rolle als Torwächter*innen zu reflektieren und aufzuhören, unserer metaphorischen und auch realen Sperrmüllsessel mitzunehmen. Seid euch bewusst, wenn ihr als Student*innen z.B punkig/abgerissen rumläuft, über eine soziale Legitimation verfügt. Meiner biographischen Erfahrung nach werden Andere für ähnliches Auftreten immer noch auf das Härteste von der Polizei verfolgt, blaue Flecken, Hoffnungslosigkeit und Traumata inklusive, bei erschweren Möglichkeiten an psychologische Behandlung zu kommen.

Es muss ein Dialog auf Augenhöhe statt Diskriminierung stattfinden.

Als Betroffene sollten wir unser Augenmerk auch darauf legen, dass unsere Geschichte noch nicht so richtig fest ist. Sie ist eine lose Ideensammlung mit Fragmenten, welche verstreut herumliegen, Musik, Kunst, Literatur. Dadurch, dass wir immer als Resultat des Mangels, aber nie als etwas Eigenes gesehen werden, vergessen wir manchmal selbst, wer wir sind. Dadurch neigen wir dazu, unsere eigenen Fragmente und Zettel zu ignorieren. Ich glaube, das Beste, was wir für uns tun können, ist alles zusammenzutragen zu einer diversen bunten Collage.

Denn nichts ist bei uns gleich, sondern häufig verschieden. Ich glaube, wenn wir als betroffene Personen es irgendwann schaffen, unsere Kultur für uns selbst anzuerkennen, dann können wir auch selbst dazu beitragen, dass wir irgendwann selbstbewusst neben der akademischen Kultur stehen werden. Denn Unterdrückung hat nie aufgehört, weil man darum gebeten hat. Sondern immer, weil Betroffene über Netzwerke, Communitys und Solidarität ein neues Rückrat gewachsen ist.

¹ beschreibt das Aneignen von Bestandteilen einer fremden Kultur (z.B. Dreadlocks, die von weißen Personen getragen werden) und wird von vielen linken Gruppen negativ bewertet.

² beschreibt das Bemühen sich politisch korrekt auszudrücken, indem man eine Sprache verwendet, die keine Diskriminierung durch z.B. verletzende Begriffe zulässt

³ politisches Bewusstsein



Foto: Estella Walter

Careleaver*, weiße Unterschicht, kreative Queerkopfzecke mit einem Faible fürs Anecken
Die Verhältnisse, die uns abfucken, als gegeben zu sehen und nicht zu hinterfragen ist Selbstaussbeutung.

Kreativität und Wissen sind die effektivsten Waffen...

WIR MACHEN ARBEIT

*Über Ausbeutung von Erwerbstätigen. Von **Anna-Karina Volmer und Carolin Rosen**.*

Ich bin Carolin, 30 Jahre alt und im Herzen des Ruhrgebiets unter dem Mond von Wanne-Eickel geboren. Wer von hier kommt, weiß, was das heißt. Meine Familie ist seit Generationen das, was man Proletariat nennt. Die Männer der Familie haben noch auf 'n Pütt¹ gelernt und sind mit dem Mottek² in der Hand geboren und die Frauen "machen Büro oder Pflege". Es gibt auch nur Männer und Frauen.

Wir sagen nicht, dass wir für jemanden oder etwas arbeiten, sondern wir „machen Büro“, „wir machen Maloche“, weil wir Macher:innen sind. Arbeiter:innen und Arbeiter:innenkinder, wir machen die Dinge direkt und packen noch richtig mit an. „Eine:r muss es ja mach'n, 'ne“.

Arbeitgeber:innen wissen das und profitieren von dem Narrativ und der strukturellen Ausbeutung der Arbeiter:innenklasse – selbst in den Berufen, wo wir es gar nicht erwarten würden. Ich bin Designerin, arbeite im Verlagswesen und habe mir erhofft, dass ich dort „frei“ und „kreativ“ arbeiten kann. Bloß nicht in die Werbung gehen, sondern ins Verlagswesen, da geht es noch um Inhalte. Nun suche ich jedes Jahr wieder zur selben Zeit Spargel- und Erdbeerbilder raus – Content-Zweitverwertung. „Der Leser“ ist unflexibel und hat seine Lieblingsthemen. Achtung, Witz: So wie es den Zeitungen finanziell geht, bin ich

fest davon überzeugt, dass es nur der eine Leser ist von dem immer alle sprechen. Oder möchte der Verlag nur seine Lieblingsanzeigenkund:innen nicht vergraulen?

Gar nicht mal so witzig.

Ohne Moos nix los

Scherz beiseite. Es geht darum, dass der Verlag sein Geld machen will, Anzeigen verkauft und Seiten gebaut werden müssen. Manchmal so viele auf einmal, dass wir „rankloppen“ müssen. Die wenigsten schreiben sich die Überstunden auf. Wofür? Zeiterfassung gibt es nicht und Tarifverträge haben sowieso nur die Redakteur:innen. Die Kreativen arbeiten aus Leidenschaft! Außerdem sollen wir doch zufrieden sein – dass wir als Kreative überhaupt die Chance erhalten unser Talent verwirklichen zu können. Unsere Illustrationen oder Fotos auf dem Titelbild sind ja wohl genug Lohn. Oder? Geld ist total überbewertet. Zynismus, Glück auf!

Da werden schnell mal neue GmbHs gegründet, damit die betroffenen Berufsgruppen keinen Betriebsrat gründen können. Wie praktisch. Kreativität aus Leidenschaft von der Arbeiter:innenschaft.

Wir suchen zwei mal im Jahr neue Auszubilden-

de. Am besten, die Kids beherrschen schon alle gängigen Design-Programme und haben noch ein gutes Händchen für Fotografie. Investieren in sich selbst – ob die Kids die finanziellen Mittel haben oder nicht. Das wird einfach vorausgesetzt. Die Ausbildung ist dann nur noch Zeit absitzen. Gerne nehmen wir Studienabbrecher:innen aus der Arbeiterklasse. Die brauchen „die Kohle“, wissen, wie man anpackt und haben auch keine andere Wahl. Die machen das.

Alles ist Marketing: die Vercurrywurstung einer Pseudo-Identität

Mein Name ist Anna, ebenfalls 30 Jahre, aufgewachsen im Ruhrgebiet – dem Malocher:innen-Pool der Möglichkeiten jeden Unternehmertums. Stahl, Schweiß, stramme Schichtarbeiter und überschminkte Supermarkt-Susis – nein! Das Ruhrgebiet kann mehr! Es hat Potenzial! Junge StartUpper:innen haben gewittert, dass es auch hier kohletechnisch was rauszuholen gibt und vermarkten „harte Arbeit und ehrlichen Lohn“ als ironisches Label an studierende Hipster-Kids, die das WG-Zimmer in einem familienfreundlichen und innovativen Innenstadtbezirk von Mama Lehrerin und Papa Bauingenieur gepusht bekommen. Das Problem dieser Ironie ist essenziell: Während junge Menschen, die zur Arbeiterklasse gehören, man halte sich fest – arbeiten – und sich den Jutesack „Kohlekind und stolz darauf“ für 'n satten Zwanni nicht leisten können oder (zurecht) nicht leisten wollen, halten wir schmerzlich fest:

Konsum und Selbstvermarktung gehört den Wohlverdienenden – und diese scheuen sich nicht einmal davor, sich den Habitus einer von ihnen selbst stigmatisierten Gruppe anzueignen.

„Kohlekind und stolz darauf“, futtert „Bio-Currywurst mit Fairtrade-Sauce für 6,50€“ um sich am kommenden Tag die nächste bombensichere Marketingstrategie in der Firma zu überlegen.

Label: Arbeiterkind, Marke: Eigenbau.

Authentizitätslevel: - 3000

Bloß weg hier

Als Kind einer Fließband-Schichtarbeiterin, mit zeitweise 2,5 Jobs und eines kaufmännischen Angestellten bei Coca Cola mit Hauptschulabschluss („Wir machen Büro und Maloche“), spürte ich schon früh dieses alienhafte Anderssein.

Das ironisierte Auftragen der Klamotten auf sogenannten „Trash-Partys“, die meine Familie im normalen Alltag trug. Ja, sogar sonntags, nicht ironisch. Es ist nicht nur verletzend, sondern auch maximal demütigend zu sehen, was hier genau Trash sein soll. Aber auch das entspricht dem Pseudo-Öko-Unternehmer-Geist: Müll upcyclen!

Nichts verschwenden, alles auskosten! Kohle serviert auf dem Silbertablett.

In den späten 00er Jahren (ja, die Zeit, die man als Trash-Phase des jungen Jahrhunderts bezeichnet), wo noch gelehrt wurde, die Berufe der Eltern in den Lebenslauf zu schreiben, habe ich in Papierform meine Bewerbungen im Copycenter gedruckt und bei verschiedenen Unis eingereicht. Irrwitzigerweise wurde ich sogar angenommen: in Berlin, in Köln und in Hamburg. Was ebenfalls genommen wurde: der Traum, in einer anderen Stadt keine „Kohle und stolz drauf“, Kids um sich zu ha-

ben. Tja, Kohle ist eben nicht gleich Kohle. Schwarze Rußsteine gegen teure Studi-Zimmer zu tauschen hab ich mich nicht getraut und der erste Versuch in Bochum zu studieren und gleichzeitig zu kellnern ist in die Hose gegangen. Also: Ausbildung zur Erzieherin in der Heimat, das macht Sinn.

Was Soziales kann ja auch ohne hohe Entlohnung sehr zehrend sein.

„Es geht hier schließlich um Menschenleben.“

Ein Strohmann-Argument³, welches mich in meiner Zeit als sogenannte „sozialpädagogische Fachkraft“⁴ noch oft begleiten sollte: „Es geht um Menschenleben.“

Menschen in schwierigen Lebenslagen professionell begleiten passte auf mein Profil wie die Ghetto-Faust aufs Auge. Blöd nur, dass man sogar für die Ausbildung zur Erzieher:in in den ersten zwei Jahren kein Gehalt bekommt. Da der Arbeitsaufwand aber etwas niedriger ist als der des Studiums, kann hier natürlich locker nebenbei gearbeitet werden, is' ja klar, man ist ja Arbeitstier.

Und by the way: Firmen, die im sozialen Bereich fair bezahlen, nehmen dich selten, wenn du dir nicht schon einen bunten Blumenstrauß an Praxiserfahrungen zusammengebunden hast. Du bist also während der schulischen Ausbildung, die dich auf einen Beruf mit mageren Gehaltsaussichten vorbereiten soll, auf Nebenjobs angewiesen und kannst diesen Finanzierungsdruck geschickt umgehen und direkt als unterbezahlte Hilfskraft diese Praxiserfahrungen in den Lebenslauf tippen. Das ist ja quasi ne win-win-win-Situation!

Wer hier am Ende gewinnt, sind die Unternehmen. Ich bekomme kein Geld und darf für wenig Geld mehr arbeiten, um am Ende der Ausbildung mit dem Gütesiegel „viel Erfahrung“ belohnt und möglicherweise eingestellt zu werden. Wo wir beim Thema wären: die gängige Meinung lautet, dass es einen enormen Fachkräftemangel im sozialen Bereich gibt, was prinzipiell erstmal nicht falsch ist. Welche Stelle aber von wem besetzt wird, bleibt selbstverständlich dem Unternehmen überlassen. Auch ein „soziales“ Unternehmen, was etwas auf sich hält, stellt nicht jede dahergelaufene Arbeitskraft an – die muss schon wenigstens was vorweisen können: Auslandsaufenthalte, Praktika, „Lebenserfahrung“ (kein Scheiß) und nicht zuletzt: Fortbildungen,

Fortbildungen, Fortbildungen – du kannst selbst als Erzieher:in dein Potential to the fullest ausschöpfen. Jedenfalls sagen sie dir das. Jeder Schwerpunkt wird professionalisiert und hochgejazzt⁵. Nicht falsch verstehen, ich halte viel von Schwerpunkten im pädagogischen Bereich, es wäre reiner Irrsinn zu glauben, dass eine Ausbildung den Umgang mit allen Lebensbereichen lehren könnte. Als sich mir eine damalige Kollegin mit den Worten vorstellte: „Ich bin Freizeitpädagogin mit musikdidaktischem Schwerpunkt in einer koedukativen erlebnispädagogischen Intensivwohngruppe und habe schon die Fortbildungen zu Trauma, ASS und Deeskalation absolviert“ ist mir alles aus dem Gesicht gefallen. Ich habe mir den dicken Fortbildungskatalog geschnappt und 10 Fortbildungen angekreuzt, die zwar semi-interessant waren, aber gut ins Profil einer sozialpädagogischen Fachkraft passten. Trauma? check! Sexualpädagogik? Nicht gekriegt, Mist. Aber gibt ja genügend, die man auch selbst be-



zahlen und dafür Urlaubstage opfern kann.

Why the hell ist der Fortbildungsdruck in sozialen Berufen so präsent? Das Prestige der Unternehmen lebt unter Anderem davon, dass ihre Arbeiter:innen mit internen Fortbildungsangeboten überfluten. Sie erwarten nicht nur die Bereitschaft, diese wahrzunehmen, sondern es ist sehr üblich, dass es soundsoviele verpflichtende Fortbildungstage im Jahr gibt. Das klingt zunächst ganz reizvoll, wenn da nicht der bittere Beigeschmack eines rein unternehmerischen Gedankens wäre: Du bist, was du auf dem Papier stehen hast. Und nicht ganz selbstlos fädeln es Unternehmen geschickt ein, indem sie ihren Arbeiter:innen vorgaukeln, ihr Potenzial bestmöglich auszuschöpfen und gleichzeitig dankbar dafür zu sein, dieses Know-How auch direkt im Unternehmen anwenden zu können. Wie praktisch.

Wenn sich doch die vermeintliche, hauseigene Professionalisierung nur in Geld-Werten und nicht nur in dankbar grinsenden Gesichtern der Chef:innen-Etage widerspiegeln würde, wäre alles halb so schlimm. Die Profiteur:innen reiben sich die Hände. Sie pöppeln ihre sozialpädagogischen Fachkräfte mit der Illusion hoch, dass ihre Tätigkeit nicht nur sinnvoll ist, sondern erfinden im Kosmos ihres Wirtschaftsunternehmens prestigeträchtige Eigenschaften, eine Art Score, an dem sich innerhalb gemessen und aufgegeilt werden kann.

Die Rechnung ist leicht, wie auf dem Jutebeutel: harte Arbeit, ehrlicher Lohn!

Du kannst so viele Fortbildungen machen, wie du lustig bist – ich kenne keine:n Erzieher:in in so-

genannten Führungspositionen, das Jobprofil ist auch hier klar. Wer nach oben strebt, muss studiert haben und wer nicht studiert hat, kann besser anpacken. Gedanken aus der Führungsebene:

„Wer erwerbslos ist, sollte wenigstens ein Ehrenamt zur Sinnerfüllung ausgeübt haben.“

„Es geht hier schließlich um Menschenleben.“ ●

¹ Pütt: Bergbau, Zeche

² Mottek: Hammer

³ ein Schein-Argument, welches eine Gegenposition entkräften soll, indem es sich auf etwas Anderes bezieht ohne auf die eigentliche Gegenposition einzugehen

⁴ auch so eine verblühte **Hochjazzung**: in der stationären Jugendhilfe sind wir was Besseres als die im Kindergarten; wir heißen nicht mehr „Erzieher:innen“

⁵ hochgespielt



Foto: Nick van den Berg via Unsplash

Carolyn Rosen und Anna-Karina Vollmer sind erwerbstätig im sozialen Sektor und der kreativen Branche: zwei Arbeitsbereiche, in denen Ausbeutung mit der Leidenschaft der Erwerbstätigen begründet wird.

KEINE SCHULDENANGST

*Tipps zum Tabuthema Schulden. Von **Kristof Biehl**.*

Das Thema Schulden und Verschuldung wird vor allem in bürgerlichen Kreisen weitgehend tabuisiert. Geld hat „man“ schließlich zu haben. Doch insbesondere Studierende aus einkommensschwachen Familien sind gezwungen, sich in erheblicher Weise für ein Studium zu verschulden. Diese Notwendigkeit schreckt vielfach auch diejenigen vom Studium ab, die dazu neigen und geeignet sind. Wer sich nicht abschrecken lässt, die oder den drückt im Studium der Schulden schuh nicht zuletzt deswegen, weil insbesondere BAföG-Leistungen im Regelfall nur zur Hälfte als Darlehen vergeben werden. Schulden müssen später zurückbezahlt werden, was je nach Einzelfall in unterschiedlicher Heftigkeit die finanzielle und berufliche Perspektive nach dem Studium belastet.

Diese strukturelle Ungerechtigkeit kann zum wirtschaftlichen Zusammenbruch führen, wenn die Schulden später – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr gestemmt werden können.

Mit diesem Beitrag möchte ich euch ganz allgemein darüber informieren, dass es auch dann einen Ausweg gibt; nämlich einen gesetzlichen Anspruch auf Schuldbefreiung nach drei Jahren, wenn Ihr ein Insolvenzverfahren mit Restschuldbefreiung beantragt.

1. (Gefühlt) pleite, was nun?

Nicht nur BAföG-Schulden beim Bundesverwaltungsamt drücken. Schulden- und Insolvenzprobleme sind mannigfaltig: Krankheit, Arbeitslosigkeit, Scheidung, gescheiterte Selbständigkeit können Gründe sein, weshalb die Schuldenberge zu groß und schließlich Vollstreckungsmaßnahmen eingeleitet werden. Dann ist aus rechtlicher Sicht schon seit längerem Zahlungsunfähigkeit eingetreten, die jede*n Schuldner*in berechtigt, einen Insolvenz- und Restschuldbefreiungsantrag beim zuständigen Amtsgericht des zuständigen Wohnsitzes einzureichen. Doch soweit muss es niemand kommen lassen, denn schon bei bloß drohender Zahlungsunfähigkeit dürfen diese Anträge gestellt werden. Sobald das Insolvenzverfahren eröffnet ist, greift der Gläubigerschutz, nämlich das Klage- und Vollstreckungsverbot zu Gunsten der Insolvenzschnldner*innen.

2. Restschuldbefreiung - was ist das?

Jeder Mensch hat Anspruch auf Restschuldbefreiung, wenn zugleich ein Insolvenzverfahren beantragt wird. Befreit wird jede*r Insolvenzschnldner*in von allen Verbindlichkeiten, sofern es sich nicht um Forderungen aus Straftaten, um Geldbußen oder um Ordnungswidrigkeiten etc. handelt. Seit dem 1. Januar 2021 gilt in Deutschland



aufgrund einer EU-Richtlinie die dreijährige Entschuldungszeit. In diesen 36 Monaten wird das gesamte pfändbare Vermögen (sofern vorhanden) von dem*der Insolvenzverwalter*in verwertet und das laufende pfändbare Einkommen ist abzuführen. Zentrale Verpflichtung der Insolvenzschuldner*innen sind Auskunfts- und Mitwirkungspflichten gegenüber dem*der Insolvenzverwalter*in sowie die Anzeige von Arbeitsplatz- und Wohnsitzwechseln. Am Ende der drei Jahre erhalten Insolvenzschuldner*innen dann den „Persilschein“: den Beschluss über die Erteilung der Restschuldbefreiung. Das Amtsgericht bescheinigt damit, dass sämtliche Verbindlichkeiten, die zum Zeitpunkt der Eröffnung des Insolvenzverfahrens bestanden, erledigt sind. Mit diesem Beschluss bekommt ihr dann auch die SCHUFA „sauber“, die allerdings noch drei weitere Jahre den Hinweis auf das durchgeführte Insolvenzverfahren speichern darf, was rechtspolitisch zu Recht kritisiert wird.

3. Wer kann helfen?

Um in das Insolvenzverfahren mit Restschuldbefreiung zu kommen, sind erste Anlaufstellen die gesetzlich anerkannten und kostenfreien Schuldnerberatungsstellen. Dazu zählen z.B. die Arbeiterwohlfahrt, die Caritas, das DRK, die Diakonie und diverse regionale Schuldnerberatungsstellen, die ihr leicht im Internet recherchieren könnt. Dort findet ihr auch Informationen zum Verfahren, z.B. bei www.verbraucherzentrale.nrw oder www.soziale-schuldnerberatung-hamburg.de oder www.fbsb-nrw.de.

Auch Rechtsanwälte*innen können gegen Berechtigungsschein, den ihr bei der Beratungshilfestel-

le des Amtsgerichts bekommt, kostenfrei helfen und ein Verbraucherinsolvenzverfahren vorbereiten. Erfahrungsgemäß stellen viele Amtsgerichte unter Hinweis auf die Schuldnerberatungsstellen keine Berechtigungsscheine aus. Da die Anwälte*innen bei Beratungshilfe wenig Geld abrechnen können, ist es außerdem schwierig, überhaupt Rechtsanwälte*innen hierfür zu finden. Sowohl bei den Schuldnerberatungsstellen als auch bei Anwälte*innen gibt es (wie immer) erhebliche Qualitätsunterschiede. Ratsam ist es daher, nach Möglichkeit z.B. im Internet oder bei Verbraucherzentralen Tipps und Empfehlungen einzuholen.

Als Verbraucher*in seid ihr auf die Mithilfe in jedem Falle angewiesen, da ihr die Vorbereitung eines Verbraucherinsolvenzverfahrens nicht selbst leisten könnt. Denn ein Teil des bundesweit formalisierten Verbraucherinsolvenzantrages ist die Bescheinigung einer Schuldnerberatungsstelle oder eines Rechtsanwaltes über die Durchführung eines außergerichtlichen Schuldenbereinigungsversuches. Ohne diese Bescheinigung ist Euer Antrag unzulässig. Den seit 1.1.2021 gültigen Antrag mit Hinweisblatt findet ihr auf dishwasher-magazin.de

4. Scham - wie umgehen mit der Situation?

Es gibt Schöneres als insolvent zu sein. Aber es sollte kein Grund sein, schamvoll mit der Situation umzugehen. In einer Gesellschaft, in der es einerseits leicht gemacht und steuerlich gefördert wird, sich zu verschulden, und andererseits wie eingangs gezeigt, große Teile der Studierenden strukturell gezwungen sind, Schulden zu machen, sind Insolvenzschuldner*innen keine

Bittsteller*innen. Sie sollten vielmehr reflektiert und selbstbewusst mit ihrer Situation umgehen. Verschuldung ist systemimmanent, also in unserem System enthalten und von ihm produziert. Die Insolvenzordnung hält dafür Auswege bereit. Diesen Ausweg zu suchen ist das gute Recht aller. Das zeigt also: Lasst Euch von den Strukturen und dem Erfordernis, Schulden zu machen, nicht abschrecken. Traut Euch zu studieren und unterstützt Euch gegenseitig. Es zahlt sich aus.

●



Foto: Matthew Henry via Unsplash

*Kristof ist 49 Jahre alt, Erstakademiker und hat Jura in Hamburg und Heidelberg studiert. Er ist Fachanwalt für Insolvenzrecht und Lehrbeauftragter an der Uni Potsdam. Zusammen mit seiner Kollegin Josephine Wolbert berät er vorwiegend Schuldner*innen vor und während des Insolvenzverfahrens.*

VON UNTERNEHMER-UNIS ZU UNTERNEHMER-STÄDTEN

Teil 1: Zur Ideologie des "sakralen Proprietarismus". Von **Andreas Kemper**.

„Klasse statt Masse“ - in diesem Spruch, der nur meinen könnte, dass in manchen Fällen Qualität besser sei als Quantität, steckt sehr viel gefährliches Potential. Damit kann auch die, mit der Abwertung der Masse einhergehende, Befürwortung der Klassengesellschaft gemeint sein. So ein Denken finden wir in den Diskussionen zur Hochschulgestaltung. In den 1970er Jahren wurden vor allem in NRW Hochschulen errichtet, um auch Arbeiter*innenkindern ein Studium zu ermöglichen. Dreißig Jahre später blickt man verächtlich auf diese „Massen-Unis“ mit dem „akademischen Proletariat“ und möchte gerne „Elite-Unis“, „Exzellenzinitiativen“ und „Exzellenz-Cluster“: „Klasse statt Masse“.

Doch es geht hier nicht nur um die Frage der Breiten- versus Spitzenförderung, sondern auch um die Frage, was inhaltlich erforscht und studiert wird. Unternehmernahe Hochschulen entwickeln momentan private Unternehmer-Städte, die als Labore für einen neuen totalitären Kapitalismus ohne Demokratie und Arbeiter*innen-Rechte errichtet werden. In dieser Artikelserie wird, zum ersten Mal, der Zusammenhang von Unternehmer-Unis und privaten Unternehmer-Städten kritisch durchleuchtet.

Teil 1 Zur Ideologie des "sakralen Proprietarismus"

Viele kennen die Romane und Romanverfilmungen wie "Stolz und Vorurteil" von Jane Austen. Oftmals sind die Handlungen geprägt von der Sorge adliger Töchter, eine "gute Partie" zu machen, denn als Frauen sind sie im beginnenden Kapitalismus allein durch den Adelstitel nicht mehr geschützt. Dies ist die Zeit, die Thomas Piketty als die Epoche der "Eigentümergeellschaften" bezeichnet. (Piketty 2020, bspw. S. 203)

Aus dieser Zeit stammen Begriffe, die für uns heute noch relevant sind. Jane Austen gehörte zum niederen Adel, der Gentry, ein Wort, aus dem sich der Begriff "Gentrifizierung" ableitet (Verdrängung der Arbeiter*innen durch die gehobene Mittelschicht in den Städten). Ein anderes Wort aus dieser Zeit ist "Klassismus", der älteste der Antidiskriminierungsbegriffe, ein halbes Jahrhundert älter als „Rassismus“ und noch viel älter als „Sexismus“. Erstmals schriftlich erwähnt findet man den Begriff „classism“ 1839 bei Samuel Bamford (Bamford 1841), einem Weber und Lagerarbeiter in Manchester. Das Manchester in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts musste man sich vorstellen wie eine einzige Fabrik, von weitem sichtbar durch die permanente schwarze Wolke. Tausende von ausgezehnten Arbeiter*innen schlurf-

ten täglich über die „Brücke der Tränen“ (Bamford 1841, Kap. 8)¹ zu den Fabrikhallen. Diese Fabrikstadt oder Stadtfabrik ist symbolgebend für den „Manchesterkapitalismus“, eben jener Form von Kapitalismus, den der Historiker Thomas Piketty als „Eigentümergeellschaft“ bezeichnet. Demokratische Rechte oder Sozialgesetzgebung waren unbekannt. Legitimiert wurde der Klassismus nicht mit der heute geltenden Ideologie der Leistungsgesellschaft, mit dem sogenannten „Meritokratismus“ (wer etwas leistet, erhält etwas entsprechend seiner Leistung (lat. Meritum“)). Sondern der Klassismus wurde noch halb im religiösen Feudalismus stehend mit der Stabilität der Gesellschaft begründet, die gefährdet werde, wenn man bspw. Arbeiter*innen das Wahlrecht zugestehe.

Piketty spricht hier vom „sakralen Proprietarismus“ (von lat. sacer = heilig und lat. propius = Eigentum). Dieser sakrale Proprietarismus macht nach Piketty das Privateigentum „zur Lösung für alles [...] Wenn man die in der Vergangenheit erworbenen Eigentumsrechte und ihre Ungleichheit zu hinterfragen beginnt, und dies im Sinne eines zwar respektablen Begriffs von sozialer Gerechtigkeit, der aber unausweichlich immer unvollkommen definiert und akzeptiert wird, nie einen völligen Konsens hervorbringen wird, riskiert man dann nicht, dass unklar bleibt, wann dieser gefährliche Prozess zu stoppen wäre? Riskiert man dann nicht, geradewegs auf politische Instabilität und dauerhaftes Chaos zuzusteuern, was letztlich den Ärmsten schadet? Die Antwort des Proprietarismus lautet unerbittlich, dass man ein solches Risiko nicht eingehen solle, dass die Büchse der Pandora der Eigentumsverteilung niemals geöffnet werden dürfe.“ (Piketty 2020: 167)

Diese Sakralität der kapitalistischen Privateigentumsideologie führte laut Herbert Marcuse dazu, dass der vom Liberalismus gepredigte Rationalismus in Irrationalismus, der Liberalismus selber in totalitären Faschismus umschlagen könne. Marcuse führte hierfür Ludwig Mises Buch „Der Liberalismus“ an, in dem dieser sich beim Faschismus bedankte für die Rettung des Privateigentums. So schrieb Marcuse 1934 im Pariser Exil:

„Die liberalistische Rationalisierung der Wirtschaftsführung (wie überhaupt der gesellschaftlichen Organisation) ist wesentlich eine private: sie ist gebunden an die rationale Praxis des einzelnen Wirtschaftssubjektes bzw. einer Vielheit einzelner Wirtschaftssubjekte. Zwar soll sich am Ende die Rationalität der liberalistischen Praxis im Ganzen und am Ganzen erweisen, aber dieses Ganze selbst bleibt der Rationalisierung entzogen. Der Einklang von Allgemein- und Privatinteresse soll sich im ungestörten Ablauf der privaten Praxis von selbst ergeben; er wird prinzipiell nicht in die Kritik genommen, er gehört prinzipiell nicht mehr zum rationalen Entwurf der Praxis. Durch diese Privatisierung der Ratio wird der vernunftgemäße Aufbau der Gesellschaft um sein zielgebendes Ende gebracht (wie beim Irrationalismus durch die Funktionalisierung der Ratio um seinen richtunggebenden Anfang). Gerade die rationale Bestimmung und Bedingung jener »Allgemeinheit«, bei der schließlich das »Glück« des Einzelnen aufgehoben sein soll, fehlt.“ (Marcuse 1934: 31)

Mises und sein österreichischer Schüler Hayek gehören zu Vertretern der aktuellen sakralen proprietaristischen Ideologie. Ihr Ziel bzw. das Ziel ihrer radikaleren Vertreter*innen in den Mises-In-



stituten ist ein moderner Manchesterkapitalismus. Zwar ist diese Zeit eigentlich vorbei, denn in Deutschland bspw. wurde mit der Novemberrevolution 1918 das allgemeine Wahlrecht, also auch für Arbeiter*innen und Frauen, erkämpft. Es gibt Sozialversicherungen, Rente, Gesundheitsversorgung und immerhin Hartz IV. Das alles könnte viel besser sein, aber für bestimmte Ideolog*innen ist das alles bereits "Sozialismus" und steht der modernen Eigentümergeellschaft bzw. "reinen Privatrechtsgesellschaft" im Weg.

Diese Form der bürgerlichen Gesellschaft ist daher nicht nur durch Faschismus bedroht, wie er sich in Parteien wie der AfD zeigt, sondern auch durch eine Hinwendung an eine neue Form von Manchesterkapitalismus. Mit den unglaublichen Vermögen eines Bezos oder Musk mit je 200 Milliarden Dollar und gleichzeitiger existentieller Armut auch in den westlichen Staaten entfernen wir uns weiter von einer Umsetzung des Versprechens der sogenannten „Leistungsgesellschaft“. Da die meritokratische (von lat. meritum = das Verdienst) Ideologie bei solchen Vermögensunterschieden kaum noch legitimierbar ist, bietet sich eine neue Legitimation an - oder man greift einfach auf die Ideologie des sakralen Proprietarismus zurück. Doch es wird längst nicht mehr nur in, durch Milliardäre finanzierten, Think Tanks an Ideologien und Legitimationsstrategien gearbeitet. Sondern in Zusammenarbeit mit "exzellenten" Unis werden neue konkrete Formen eines Manchesterkapitalismus in realen Privatstädten ausprobiert. Eine wichtige Rolle bei der Projektentwicklung spielen hierbei unternehmerisch orientierte Hochschulen in den USA, Lateinamerika und nicht zuletzt leider auch in Deutschland. Hiervon wird das 2. Kapitel handeln. ●

¹ "Venedig hat seine 'Seufzerbrücke', Manchester seine 'Brücke der Tränen'" schreibt Bamford im achten Kapitel seiner Passagen.



Foto: Estella Walter

DER TEUFEL STECKT IMMER NOCH IM DETAIL

Essay zur Aktualität des Disziplinierungsbegriffs bei Michel Foucault. Von **Estella Walter**.

1. Foucaults Theorie der Disziplinierung

Möchte man den Knäuel moderner Disziplinierungskomplexe entwirren, so ist ein Blick in Richtung Michel Foucault unausweichlich. In Überwachen und Strafen wird der historische Prozess des Körpers als durch Disziplinierung geformtes Machtojekt abgezeichnet, indem dessen Bewegungen zu kontrollieren versucht und so gelehrt gemacht werden soll. Als prägnantes Beispiel dient die Figur des*der Soldat*in, dessen bzw. deren Körper so abgerichtet wird, dass er mit strengster Genauigkeit Befehlen gehorcht (Foucault, 1994, S. 173 f). Kein Schritt, kein Nicken, kein Blinzeln wird dem Zufall überlassen. Vor dem Hintergrund des relativ alten und breitbekannten Phänomens der Gelehrigkeit¹, wird hier bereits sichtbar, worin das Neuartige in der Gelehrigkeit (vgl. Foucault, 1994, S. 175) liegt: Es geht um die Bearbeitung des Körpers im kleinsten Detail. Und es geht um die Ökonomisierung desgleichen. Denn im Vergleich zu vorherigen Unterwerfungsformen zielt die Disziplinierung auf die maximale Nutzbarmachung von Körper und Zeit durch die „Schaffung eines Verhältnisses, das in einem einzigen Mechanismus den Körper umso gefügiger macht, je nützlicher er ist“ (Foucault, 1994, S. 176). Somit sorgt die ökonomische Nützlichkeit für eine Steigerung der Körper-

kräfte und die politische Fügsamkeit zugleich für eine Schwächung dieser; sie werden gespalten im Dienste „gesteigerte[r] Tauglichkeit und vertieft[e] Unterwerfung“ (Foucault, 1994, S. 177). Um jenes Verhältnis zu verstehen, ist es notwendig sich auf das Unscheinbare einzulassen: auf vermeintlich bedeutungslose Gewöhnlichkeit, subtile Beharrlichkeit, unwahrscheinliche Kalküle vor dem Hintergrund nervöser Vorsichtsmaßnahmen. Foucault bezieht sich hier immer wieder auf religiöse Praktiken, etwa in Klöstern, die vom asketischen Lebensstil bis hin zu Gebetsvorgaben reichen. Ein weiteres Beispiel ist die Rationalisierung jener Feinheiten, beobachtbar an hochgradig bürokratisierten Verfahren, wie dem Beantragen von ALG II (Hartz IV) oder BAföG. Aufgrund dieser nahezu unendlichen Detailliertheit ist die Disziplinierung als „Mikrophysik der Macht“ (Foucault, 1994, S. 178) zu verstehen und bildet die Grundlage eines „Menschen des modernen Humanismus“ (Foucault, 1994, S. 181).

Disziplinierung nach Foucault lässt sich an zwei Aspekten festmachen. Der 1) Verteilung von Individuen im Raum, wofür unterschiedliche Techniken genutzt werden: Die a) Klausur zielt auf eine räumliche Verdichtung von Teilgruppen, um eine übersichtlichere Ordnung im Sinne leichter Kontrolle zu ermöglichen. Zudem bietet sie die Gelegenheit der Exklusion jeglicher, nicht kont-



rollierbarer Störfaktoren. Beispiele für die Klausur finden sich zu genüge; die Bildung von Klöstern, Internaten, Heimen, Fabriken sind nur einige wenige. Die b) Parzellierung verfeinert diese erste Technik, indem die nach dem „Prinzip der elementaren Lokalisierung“ (Foucault, 1994, S. 183) agiert. Das bedeutet, dass jedem Individuum innerhalb einer Gruppe ein Platz zugewiesen wird, um gegen alles Diffuse, Negative, Unüberschaubare zu arbeiten und zunehmende Transparenz zu etablieren. So wird ein analytischer, zellenförmiger Raum geschaffen, der wiederum der ökonomischen Optimierung dienen soll. Zur Verstärkung eines nutzbaren Raumes werden c) Funktionsstellen zugewiesen. Die Menschen spielen hier weniger eine Rolle als die sachlichen Dinge (vgl. Foucault, 1994, S. 185). Die Architektur von Fabriken etwa ist nach zu vollziehenden Tätigkeiten genau strukturiert, wodurch der Mensch austauschbar wird, solange dieser den Zweck der funktionalen Tätigkeiten erfüllt. Die Architektur ermöglicht, zum Beispiel durch Mittelgänge, eine permanente Überwachung einzelner Funktionsstellen. Der arbeitende Körper wird durch die „individualisierende Zerlegung“ (Foucault, 1994, S. 187) kontrolliert und so erst funktional. Als letzte Disziplinierungstechnik fungiert der d) Rang oder die Hierarchisierung der Ordnung. Auch hier ist der Maßstab nicht die Einzelperson, sondern der (temporäre) Rang, den sie einnimmt. Exemplarisch weist das Militär eine „pyramidenförmige[r] Überwachung“ (Foucault, 1994, S. 187) auf; viele Soldat*innen werden zu weniger Unteroffizier*innen und schließlich zu noch weniger Oberoffizier*innen. Aber auch Schulsysteme sind nach Alter, Lernzeit oder Leistung rangiert, was einen strengen Gehorsam erfordert. Zusammen führen die erläuterten Techniken zu einer Diszipli-

nierungstaktik, „die das Einzelne mit dem Vielfältige(n) verbindet“ (Foucault, 1994, S. 191) und auf diesem Wege einer Machtexpansion dient. Ein weiterer Aspekt ist die 2) Kontrolle der Tätigkeit. Auch sie bedient sich unterschiedlicher Techniken. Die a) Zeitplanung möchte einen geregelten Rhythmus, den Zwang zu Tätigkeiten und einen Wiederholungszyklus etablieren (vgl. Foucault, 1994, S. 192). Natürlich sind die Abläufe und Handlungen streng festgelegt, sodass weder Zeit noch Kraft nutzlos verloren geht. Pausen dürfen nicht überschritten, Aufgaben nicht ausgelassen werden; egal ob in der Schule oder bei der Arbeit. Es geht also um eine Zeit von maximaler Qualität im ökonomischen Sinne. Zusätzlich sorgt die b) Technik der zeitlichen Durcharbeitung von Tätigkeiten dafür, dass Bewegungen des Körpers akribisch in temporelle Teile zerlegt werden bis die Zeit den Körper beherrscht, sie durchdringt ihn und mit ihr „durchsetzen ihn alle minutiösen Kontrollen der Macht“ (Foucault, 1994, S. 195). Eine weitere Technik ist die c) Zusammenschaltung von Körper und Geste mit der Intention effektivster Nutzung. Ob nun präzisierte Bewegungsabläufe in der Fabrik oder das Perfektionieren der Schönschrift, der Körper muss diszipliniert werden, jene Gesten ökonomisch umsetzen zu können. Damit verbunden ist die d) Zusammenschaltung von Körper und Objekt, die mithilfe von strikt festgelegten Gesetzen in Beziehung gebracht werden und so leistungsstarke Komplexe bilden: Das Individuum lernt eine Produktionsmaschine oder ein Gewehr zu bedienen – bis diese zu einer Einheit verschmelzen. Die letzte Technik, die der e) erschöpfenden Ausnutzung, basiert auf dem „Prinzip einer theoretisch endlos wachsenden Zeitnutzung“ (Foucault, 1994, S. 198). Durch immer feinere Detaillierung von zeitlicher und körper-

licher Strukturiertheit soll jeder Müßiggang (vgl. Foucault, 1994, S. 197) verhindert, jede Potentialität verwertbar gemacht werden. Sowohl die Zeit als auch der Körper werden so weiter kontrollierbar, sie inkorporieren die Disziplinierungsmechanismen und formen mit ihr eine Einheit. Darin liegt das wahre Wesen der Disziplinarmacht: „es geht ihr weniger um Ausbeutung als um Synthese“ (Foucault, 1994, S. 197). So schafft zusammengefasst die Disziplinierung durch Individualisierung und Handlungskontrolle einen bis ins kleinste Detail und damit auf natürliche und organische (vgl. Foucault, 1994, S. 201) Weise gelehrt Körper.

2. Disziplinierung im 21. Jahrhundert

Die Foucault'sche Theorie deckt die Raffinesse der Disziplinarmechanismen auf. Jedoch basiert sie auf einer Welt des mittleren 20. Jahrhunderts, die die gesellschaftlichen Entwicklungen des 21. Jahrhunderts nicht mitberücksichtigen konnte. Deshalb soll im Folgenden der erläuterte Disziplinierungsbegriff durch Anwendung auf zeitgenössische Phänomene auf seine Aktualität überprüft werden. Es wird sich erweisen, dass die Disziplinierung nach Foucault nicht nur auf heutige Verhältnisse transformiert werden kann, sondern gar eine Steigerung und Erweiterung zu beobachten ist.

3.1 Das neue Armutsverständnis

Das Armutsverständnis im Allgemeinen ist durchzogen von historischer Wandelbarkeit. Mal war Armut ein Äquivalent zu jeglicher körperlichen Arbeit, (vgl. Groh-Samberg & Voges, 2013, S. 59), mal war sie Symptom einer unterdrückten Klas-

se. Eine aktuelle, oft vertretene Perspektive auf Armut ist eine neoliberale. Waren bei Karl Marx von Armut betroffene Menschen Opfer ausbeuterischer Bedingungen (Hälterle, 2015, S. 59), so herrscht heute die Auffassung der „selbst verschuldete[n] Armut“ (Hälterle, 2015, S.123), die nicht etwa durch sozioökonomische und -kulturelle Verhältnisse, sondern eigenverantwortlich zustande gekommen ist. In der Tat wurde bereits Ende der 90er-Jahre von einer „Kultur der Armen [...] als] Lebensstil“ (Goetze zitiert nach Hälterle, 2015, S.124) gesprochen. Nicht ökonomische Ressourcenknappheit sei die Ursache der sogenannten „neuen Unterschicht“ (Hälterle, 2015, S. 123), sondern ihr Wesenszug „eigener Disziplinlosigkeit“ und „genereller Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung“ (Hälterle, 2015, S. 128). Hier wird bereits deutlich, wie subjektbezogene Disziplinierung als Machtmittel fungiert, da die Mitglieder der neuen Unterschicht nicht „zum produktiven Kern der Erwerbsbevölkerung gehören“ (Groh-Samberg & Voges, 2013, S. 74). Diese Nicht-Nutzung des eigenen Humankapitals muss selbstverständlich in Form von Disziplinierung bezahlt werden. Und genau deshalb ist auch die individuelle Verantwortung für Armut als Erklärungsmodell notwendig. Wie sonst könnte man die Disziplinierung des Subjekts rechtfertigen? Veranschaulicht werden kann dies durch einen Blick auf Sozialhilfeleistungen. Bedingungslos Almosen, wie zu Zeiten des Mittelalters, wurden durch leistungsgebundene Ankurbeltechniken ersetzt. Wer Arbeitslosengeld II beziehen möchte, muss nicht nur bereit sein, sich vor dem Arbeitsamt bis ins kleinste Detail transparent zu machen, sondern auch, um weiter finanzielle Mittel zu erhalten, jede zur Verfügung stehende Zeit und Ressource nutzen, die das Subjekt ein Stück



nutzbarer werden lassen. So muss „jede zumutbare Möglichkeit bei der Suche und Aufnahme einer Beschäftigung“ genutzt werden“ (Sozialgesetzbuch II zitiert nach Hälterle, 2015, S. 132), inklusive sich wiederholender Weiterbildungen und 1-Euro-Jobs.

3.2 Ehrenamt und Freiwilligenarbeit

Auch wenn die Motivation anderen zu helfen oder „etwas Gutes zu tun“ per se keine falsche ist, so ist doch eine zunehmende Instrumentalisierung des guten Willens zu beobachten. Der im 20. Jahrhundert ausgebaute Sozialstaat, der soziale Sicherung strukturell garantieren sollte, erfährt im 21. Jahrhundert einen nicht zu leugnenden Abbau (Pintl, 2018, S. 23ff). Stattdessen wird die Verantwortung von Sozialhilfen auf die Bevölkerung ausgelagert. So meint der Deutsche Bundestag, dass es in einer idealen „Bürgergesellschaft“ (Deutscher Bundestag zitiert nach Pintl, 2018, S. 44) notwendig ist, „sich von der Vorstellung der Allzuständigkeit des Staates zu verabschieden“ (ebd.), stattdessen sollen Bürger*innen „für die Geschicke des Gemeinwesen Sorge tragen“ (ebd.). Und tatsächlich lässt sich ein Prozess zunehmender Verpflichtung von ehrenamtlichem Engagement und Freiwilligenarbeit beobachten, so paradox dies auch klingen mag. Studierende sind gut daran getan, eine ehrenamtliche Tätigkeit auszuüben, wenn sie gedenken sich erfolgreich auf ein Stipendium zu bewerben. Freiwillige Soziale Jahre werden mittlerweile auch mit dem Wissen absolviert, dass diese sich als inoffizieller Pflichtteil im Lebenslauf etabliert haben (Müller, 2015, S. 91). Ehrenamt und Freiwilligenarbeit sind das Ergebnis einer weiteren detailreichen Nutzbarmachung von Ressourcen, die jede Ritze des gesellschaftlichen Körpers auszufüllen versucht. Auch jene derer, die

gerade erst die Schule absolviert oder bereits lebenslange Arbeit hinter sich haben. Betrachtet man Lösungsvorschläge zur Altersvorsorge, so forderten Teile der Politik eine „weitere Währung für die Altersvorsorge, nämlich Zeit. Für jede Stunde des Helfens wird eine Stunde gutgeschrieben“ (Henzler & Späth zitiert nach Pintl, 2018, S. 57 f.). Konkret bedeutet das „ein Dienstjahr für die Jungen und ein Freiwilliges Soziales Jahr für die Senioren“ (Henzler & Späth zitiert nach Pintl, 2018, S. 57). Indem sich ältere Menschen „ihre Rente quasi noch einmal erarbeiten sollen“ (Pintl, 2018, S. 57), wird selbst die letzte nicht-ökonomisierte Kraft und Zeit kontrollier- und verwertbar gemacht. Die Appelle an den guten Willen sich sozial zu engagieren, ermöglichen den Rückzug des Staates aus sozialen Verantwortlichkeiten, was sowohl Ressourcen spart als auch jene unterwirft, die aufgrund des Normenimperatives² freiwilliger Arbeit Verantwortung übernehmen. Sie wirken auch gerade deshalb so effizient, weil sie intuitiv den intrinsischen Wunsch des Helfens ansprechen und also „organisch“ agieren.

3.3 Das unternehmerische Selbst

Besonders signifikant werden Disziplinierungsmechanismen beim Ideal des unternehmerischen Selbst. Dabei handelt es sich um einen „Handlungstyp, der sich zur Bewältigung individueller und gesellschaftlicher Problemlagen selbst als Unternehmen bzw. unternehmerisch verstehen soll“ (Rose zitiert nach Famulla, 2017, S. 16) und als solcher die „Maximierung seines [...] Humankapitals“ (Rose zitiert nach Famulla, 2017, S. 16) anstrebt. Dieses Unterfangen erfordert strenge Disziplinierung. Doch während noch im 20. Jahrhundert externe Faktoren diese Disziplinierung forciert haben, schafft sie sich das Subjekt mittlerweile

le selbst. Hier wird die Synthese des Individuums und der Disziplinierungsmechanismen offensichtlich: „Gute Herrschaft fußt auf der Art und Weise, wie Personen sich selbst führen“ (Rose zitiert nach Famulla, 2017, S. 16). Über- und Bewachung einer Autoritätsinstanz werden angesichts der Selbstherrschaft obsolet, da diese in das Subjekt selbst injiziert wurde. Es ist zudem ein raffinierter Mechanismus, da das unternehmerische Selbst unabhängig von externen Variablen, wie der Vorstrukturiertheit eines Raumes oder Zwangsausübung, beste Effizienz garantiert. Es diszipliniert sich selbst dann, wenn jegliche zwanghaften Umweltbedingungen wegfallen: Selbst Eminem, der jede ökonomische und soziale Freiheit genießt, soll sich selbst einen 8-Stunden-Arbeitstag auferlegt haben. Jeden Tag, von 9 Uhr bis 17 Uhr (HOT 97, 2019, 20:00-20:11). Weitere Anwendungsbeispiele lassen sich in ganzer Bandbreite finden. Das Phänomen der*des Influencer*in basiert nahezu ausschließlich auf dem unternehmerischen Selbst. Um die Inexistenz eines*r Chef*in zu kompensieren, müssen Influencer*innen eine „selbstdisziplinierenden Arbeitsethik“ (Famulla, 2017, S. 18) annehmen. Alles wird zum Kapital oder zur Leistung: Emotionen, Ästhetik, Essverhalten, Körperstatur, Authentizität. Ähnliches gilt für die Neoliberalisierung der (Hoch-)Schulsysteme. Stand in der Bildung der „persönliche Prozess“ (Famulla, 2017, S.18) im Mittelpunkt, spielen heute die „Produktion fachwissenschaftlicher standardisierbarer Kompetenzen“ (Famulla, 2017, S. 18) und die „Erziehung zu unternehmerischem Denken und Handeln“ (Famulla, 2017, S.17) eine wichtigere Rolle. Es handelt sich um einen weiteren Akt der absoluten Vergesellschaftung des Arbeitsmenschen oder, unternehmerisch ausgedrückt, um die Transformation des Menschen in Humankapital.

¹ *Gelehrigkeit meint hier eine Form der Kontrolle bzw. Macht, indem der Mensch und sein Körper durch Unterdrückung, Umformung und Ausbeutung gehorsam und fügsam gemacht wird*

² *Normenimperativ meint den herrschenden Maßstab, an dem sich misst, was als akzeptierte Norm verstanden wird und was nicht*

Literatur

Famulla, G.-E. (2017): Zum Funktionswandel ökonomischer Bildung. Vom „Homo oeconomicus“ zum „unternehmerischen Selbst“. Bielefeld: Universität Bielefeld

Foucault, M. (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Groh-Samberg, O. & Voges, W.: Armut und soziale Ausgrenzung. In: Mau, S. & Schöneck, N.M. (2013): Handbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Wiesbaden: Springer VS.

Hälterlein, J. (2015): Die Regierung des Konsums. Wiesbaden: Springer VS.

HOT 97. (2019): Akon shares classic stories & thoughts on Michael Jackson, Eminem, Whitney Houston, R. Kelly + more. YouTube. <https://www.youtube.com/watch?v=azbRijeSWJI>

Müller, L.: Ehrenamtliches Engagement als Sozialkapital bei der Beschäftigungssuche? In: Flöther, C. & Krücken, G. (2015): Generation Hochschulabschluss: Vielfältige Perspektiven auf Studium und Berufseinstieg. Analysen aus der Absolventenforschung. Münster: Waxmann Verlag.

Pintl, C. (2018): Ein Cappuccino für die Armen. Kritik der Spenden- und Ehrenamtsökonomie. Köln: PapyRossa Verlag.

Estella studiert Soziologie und Philosophie an der Uni Münster und engagiert sich als autonome AStA-Referentin für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende (fikuS-Referat) sowie als Redaktionsmitglied des Dishwashers.

AUS DEN HOCHSCHULGRUPPEN UND -REFERATEN

Greifswald: Initiative für ein Autonomes Anti-Klassismus-Referat

aus dem StuPa-Liveticker von "Webmoritz" vom 08.06.2021.

In diesem Jahr gab es in Greifswald die Initiative, ein autonomes Anti-Klassismus-Referat zu gründen. Der Antrag wurde im Studierendenparlament mehrfach verschoben. Als es zur Debatte kam, wurde sie unschön und frech. Statt einer Solidarisierung Betroffener untereinander fand eine unerhörte Anbiederung an klassistische Strukturen statt. Klassismus wurde individualisiert um über die Verantwortung der hochschulpolitischen Strukturen hinwegzudeuten. Mit dem Hinweis auf Arbeiterkind.de wurde die Debatte weiter entpolitisiert und als das Referat schließlich Aspekt des überarbeiteten Sozialreferats werden sollte, das sich weigerte, griffen Mitglieder des Stupas die Antragstellerin unsachlich und persönlich an. Als Dishwasher-Redaktion solidarisieren wir uns mit der Antragstellerin Sandra. Wir haben mit ihr über die Situation im Studierendenparlament gesprochen und planen für die nächste Ausgabe ein Interview. Die komplette Sitzung des Stupas vom 08.06.2021 findet ihr unter: <https://webmoritz.de/2021/06/08/stupa-liveticker-3-ordentliche-sitzung-4/>

Wir zitieren im Folgenden aus dem Tagesordnungspunkt 9 – AStA-Struktur und Referat für Anti-Klassismus und Referat gegen Einsamkeit

Sandra, die den Punkt "Referat für Anti-Klassismus" einbringen wollte, war bereits mehrfach auf den Stupa-Sitzungen, da dieser Punkt immer wieder verschoben wurde. Sie blieb hartnäckig und schließlich wurde ihr Anliegen tatsächlich behandelt:

„Sandra kann hier nun ihre Änderungsanträge in Form von neuen Referaten einbringen. Sie würde es sinnvoll finden, ein Referat für Anti-Klassismus einzuführen, wie es sie auch bereits an anderen Unis gibt. Die Hochschulrektor*innenkonferenz hat wohl auch bereits darüber gesprochen, dass sie Diskriminierung aufgrund von sozio-ökonomischer Herkunft entgegenkommen. Sie nennt ein paar Zahlen, wie viele Studierende aus Akademiker*innenhaushalten und wie viele aus Arbeiter*innenhaushalten es so schaffen. [...] Es gibt schon super Referate an anderen Unis, die das gut umsetzen. Sie war dazu auch schon bei Vorträgen an anderen Universitäten, das war ziemlich interessant. Der Rest ist dem Antragstext zu entnehmen, die Aufwandsentschädigung würde sie dann nach den anderen Referaten ausrichten.“

Zunächst wird in der Entgegnung gar nicht bestritten, dass die Diskriminierung aufgrund der

sozio-ökonomischen Herkunft ein wichtiges Thema sei:

“Niclas hat das Wort. Er hat schon auf die Referatsbeschreibung gewartet. Dabei handelt es sich um ein wichtiges Thema, und er kann sich da auch teilweise wiedererkennen. In der Referatsbeschreibung sind aber auch viele Punkte, die bereits durch andere Organisationen bzw. Referate abgedeckt sind. Es gibt schon einen Verein, ArbeiterKind e.V., der seines Wissens nach auch schon den letzten Teil der Referatsbeschreibung abdecken kann.”

Hierzu ist anzumerken, dass wir aus dem Zusammenhang von Dishwasher und Hochschulreferaten bereits ein Treffen mit Katja Urbatsch, der Gründerin von Arbeiterkind.de hatten. Wir sind übereingekommen, dass sich unsere Arbeit ergänzen soll, wir verstehen uns nicht als Konkurrenz. Während die Anti-Klassismus-Referate vor allem politisch gegen Diskriminierung und Ausgrenzung arbeiten und die Bildungssysteme strukturell und inhaltlich ändern wollen, sieht Arbeiterkind.de die Arbeit eher in beratender Unterstützung.

Die Argumentation von Niklas geht folgendermaßen weiter:

“Der springende Punkt, auf den er hinaus möchte, ist, dass dieses Thema ein genuines für das Referat Soziales ist. Er regt daher an, mit dem aktuellen Referenten Jannes in Kontakt zu treten. Er möchte also dazu aufrufen, einen extra Antrag zu stellen, mit dem Referenten für Soziales in Kontakt zu treten. Man kann sich mit dem Arbeiterkind e.V. treffen, um mit ihnen bspw. einen Rat-

geber auszuarbeiten. Für ein extra Referat ist ihm die Beschreibung einfach zu mager.”

Also nochmal einen Antrag stellen, nochmal bei der Studierendenparlamentssitzung erscheinen, mindestens einmal, vielleicht auch mehrfach, wenn der Antrag dort wie üblich verschoben wird... Auch Theo aus dem AStA möchte aufgrund von thematischen Überschneidungen und um nicht zu viel Aufwandsentschädigung zahlen zu müssen, das Thema in das Referat für Soziales überführen:

“Theo möchte nicht für den AStA, sondern nur für sich selbst sprechen. Er möchte von hinten nach vorne starten und den Punkt der Aufwandsentschädigungen nochmal aufgreifen. [...] Er würde eher vorschlagen, die ganzen Punkte in das Referat für soziale Aspekte aufzunehmen. Die Bearbeitung von klassistischen Einschränkungen ist auch ein Thema für Gleichstellung, sollte aber explizit ein Schwerpunktthema des Referats Soziales werden.”

Auch Yannick sagt zunächst, dass das Thema “unglaublich wichtig” sei, führt dann aber aus:

“Es gibt neben der Gruppe Arbeiter*innenkinder auch so viele andere benachteiligte Gruppen, sodass er es schwierig findet, eine Abgrenzung zu finden, warum „Arbeiter*innenkinder“ ein eigenes Referat bekommen und andere Gruppen nicht. Daher würde er sich auch dafür aussprechen, dass ein stärkerer Fokus auf diesen Bereich gelegt wird, aber kein neues Referat ins Leben gerufen wird.”

Mit dieser Argumentation hätten nie die autono-



men Frauen-, Schwulen-, Lesben-Referate, die Referate für ausländische Studierende, für behinderte oder chronisch kranke Studierende eingeführt werden können. Tatsächlich wurden Arbeiter*innenkinder-Referate bei dieser Vielzahl von Referaten immer "übersehen", genauso wie im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz sechs verschiedene Diskriminierungsformen verboten wurden, soziale Herkunft aber als einziges Diskriminierungskriterium aus dem Katalog herausflog. Warum ausgerechnet diese Gruppe? Weil sie immer übersehen wurde und sie jetzt lautstark eine Vertretung einfordert.

Sandra hat nun die Möglichkeit auf die Argumente und Vorschläge zu antworten:

"Sandra findet, dass diese Argumentation darauf schließen lässt, dass das Thema nicht ganz verstanden wurde. Es gäbe keine marginalisiertere Gruppe als die „Arbeiterklasse“. Eine Frau, die aufgrund ihres Geschlechtes aber nicht aufgrund ihrer sozialen Schicht marginalisiert wird, ist nicht so marginalisiert wie ein Mann aus einem Arbeiter*innenhaushalt. Teilweise kann man diese Punkte einfach nicht gegeneinander aufwiegen. Aufgrund der sozio-ökonomischen Herkunft wird man immens marginalisiert.

[...] Sie sieht darin ein genuin eigenes Thema, welches das Vorherrschen massiver sozialer Probleme an Hochschulen aufzeigt. Sie weiß nicht, ob das den anderen bewusst ist, aber Leuten ohne Abitur war es bis zu diesem April nicht möglich, das Latinum, Graecum oder Hebraicum zu machen. Das wurde jetzt erst geändert, weil man gemerkt hat, dass das eine klassistische Diskriminierung war. Sie kann die Referatsbeschreibung ger-

ne erweitern, sie wollte nur keinen Roman dazu schreiben — man kann aber noch ganz viel hinzufügen. Die Aufwandsentschädigung ist absolut verhandelbar. Das Referat sei immens wichtig und das haben auch schon andere Universitäten erkannt: Berlin hat das Referat zum Beispiel im Frühjahr 2019 eingeführt. [Anm. der Redaktion: In Marburg, nicht in Berlin ist das Referat 2019 eingeführt worden; In Münster bereits 2003] Allein das zeige, dass diese Benachteiligung beachtet werden sollte und real ist, da das Problem schon seit Langem bekannt ist, aber erst jetzt Referate ins Leben gerufen wurden."

Sandra nimmt also der Gegenargumentation den Wind aus den Segeln, indem sie anführt, dass die Aufwandsentschädigungen verhandelbar seien. Aus unserer Sicht wäre an einer Hochschule wie Greifswald mit über 10.000 Studierenden durchaus auch ein Referat mit den üblichen Aufwandsentschädigungen finanzierbar. Blicke also noch das Argument, die Arbeit sei im Referat für Soziales integrierbar.

Rick, ein angehender Lehrer, führt die PISA-Studien an, sieht also das Problem, ist aber

"besorgt, dass ein solches Referat bei anderen Studierenden schlechter ankommt. Durch die Schule ist der Begriff bereits sehr aufgeladen. Er selbst würde auch in die Gruppe zählen, definiert sich aber nicht als Arbeiter*innenkind. Er weiß daher nicht ganz genau, ob man sich da als Gruppe separiert, und ob man sich damit als Gruppe outet und die sich dann treffen und noch mehr ausgliedern möchte, anstatt einfach integriert zu werden. Man sollte auch nicht pauschalisieren oder alle in einen Topf schmeißen. Akademiker*innenkin-

der sind im Zweifel auch benachteiligt.

Zusätzlich sieht er auch den Punkt, dass andere Referate dieses Thema abdecken können."

Sandra antwortet direkt und weist auf die strukturelle Diskriminierung hin, von denen Akademiker*innenkinder, anders als Arbeiter*innenkinder, nicht betroffen seien:

"Sie sagt, dass das kein Referat „für Arbeiter*innenkinder“, sondern für Anti-Klassismus ist. Sie findet es schön, dass Rick sich mit Bildungsungerechtigkeit in Deutschland beschäftigt hat. Allerdings könne er wohl nicht zwischen individuellen und strukturellen Problemen entscheiden. Es geht um strukturelle Probleme [...] Hier geht es nicht um Einzelfälle. Wenn die Eltern überwiegend körperliche Arbeit ausüben/ausgeübt haben, sind die Kinder eben Arbeiter*innenkinder [...]. Man hätte als sogenanntes Arbeiter*innenkind einen bestimmten Habitus und bestimmte Überlebensstrategien, die man verinnerlicht hat."

Auch Felix verweist noch einmal auf Arbeiterkind. Die Argumente wiederholen sich. Schließlich meldet sich Jonas mit einem neuen Argument zu Wort, erstmals in der ganzen Debatte für Sandras Antrag:

„Jonas hat ein Argument für Sandras Antrag. Das Referat für Gleichstellung und Soziales ist nämlich schon ziemlich überladen.

Es geht bereits jetzt u.a. um BAföG, Notfall-Wohnraumbörse, und vieles mehr. Hier möchte er auch noch mal den Vergleich zu Öffentlichkeitsarbeit ziehen und ist der Meinung, dass es da eine Dis-

krepanz zwischen den Inhalten gibt."

Das einzige verbliebene Argument, man könne doch die Anliegen vom Referat für Soziales ausführen lassen, ist also verpufft. Erstens ist das Referat bereits überladen, zweitens hat es andere Inhalte als ein Anti-Klassismus-Referat.

Was bleibt in einer Debatte, wenn keine Argumente mehr bleiben?

"Rick muss kurz persönlich werden, ihm geht Sandras Art auf den Keks. Anna versucht allerdings zu intervenieren, da es schon den Antrag zurück zur Sache gab und nichts Persönliches erlaubt ist. Rick möchte das jetzt trotzdem loswerden: Ihm stößt es übel auf, dass Sandra nur belehren und seine Meinung gar nicht weiter diskutiert würde, sondern stattdessen selbst entscheidet, was richtig und falsch sei. Er erachtet dies als sehr unangenehme Konversationsweise.

Anna erinnert daran, dass es in den Debatten nicht um persönliche Belange gehen soll. Die ersten Ordnungsrufe fliegen durch den Raum."

Wenn also keine inhaltlichen Argumente bleiben, geht man zum persönlichen Angriff über und dieser ist leider manchmal wirkmächtig:

"Sandra hat das Wort. Sie wird beide Anträge zurückziehen, da hier einige Menschen meinen, sie persönlich angreifen zu müssen und nicht die Wichtigkeit der Lage verstehen wollen."



Hildesheim: Anti-klassistische Hochschulgruppe

Die "Anti-klassistische Hochschulgruppe" hat sich Anfang 2021 zum ersten Mal zusammengefunden und, nach großem Zuspruch aus der Studierendenschaft, im Sommersemester 2021 gegründet. Wir planen erste Veranstaltungen in Hildesheim, wie z.B. eine Vollversammlung der Studierenden, die von Klassismus betroffen sind, und ein Mini-Festival auf dem Kunst- und Kulturbeiträge zu den Themen Klasse und Klassismus aufgeführt werden.

Kontaktieren könnt ihr uns unter: akhi@asta-hildesheim.de

Köln: fakE-Referat

Das Kölner „Autonome Referat für anticlassistisches Empowerment“ (fakE) in der Studierendenvertretung der Uni Köln wurde 2020 gegründet. Jüngst berichtete die Kultursendung Aspekte (ZDF) über deren Arbeit (Sendung vom 03.09.2021; Link: <https://www.zdf.de/kultur/aspekte/klassengesellschaft-armut-klassismus-deutschland-100.html>).

Das fakE bietet einen regelmäßig stattfindenden offenen Stammtisch an und plant für das nächste Semester einen Online-Lesekreis. Zudem ist eine Ringvorlesung mit folgenden Terminen in Planung:

26.10.2021: Einführung in das Thema Klassismus

09.11.2021: Bildungsfabrik Universität

23.11.2021: [Gibt es noch eine Arbeiter*innen-

klasse?; unter Vorbehalt]

07.12.2021: Klassismus und die Coronapandemie

21.12.2021: Klassismus und Carearbeit

11.01.2022: Arbeitslosendiskriminierung

25.01.2022: Klassismus und Psyche

Die genauen Daten und viele weitere interessante Informationen findet ihr auf der Internetpräsenz des Autonomen Referats für anticlassistisches Empowerment / fakE: <http://arfake-koeln.de/>

Marburg: SoFiKuS-Referat

Das halbautonome „Referat für sozial, finanziell und kulturell benachteiligte Studierende“ (SoFiKuS-Referat) aus Marburg war 2019 das erste Referat, welches das Alleinstellungsmerkmal des Referates aus Münster durchbrach.

Für das nächste Semester möchten wir verschiedene Vorträge organisieren, unter anderem im Rahmen einer kritischen Einführungswoche. Wichtig ist uns hierbei vor allem, dass wieder regelmäßige Plena in Präsenz stattfinden.

Gemeinsam mit einem Zusammenschluss von verschiedenen Gruppen, arbeiten wir auf die Verbesserung des BAföG-Systems in Marburg hin und machen auf die gegenwärtigen Missstände aufmerksam.

Erreichbar ist das Referat über den AStA der Uni Marburg oder über die Facebook-Gruppe <https://www.facebook.com/SofikusMarburg/>

München: Anti-Klassismus-Referat



Das „Anti-Klassismus-Referat“ der Studierendenvertretung an der Ludwig-Maximilians-Universität München hat es sich seit seiner Gründung im Oktober 2020 zum Ziel gesetzt, eine Anlaufstelle und ein sicherer Raum für Studierende zu sein, die entlang ihrer Klassenherkunft und -position benachteiligt werden. Außerdem will es über klassistische (Ausbeutungs-)Zusammenhänge aufklären und die Interessen von Studierenden, die von Klassismus betroffen sind, vertreten.

Wir verstehen uns als basisdemokratisches und solidarisches Kollektiv und versuchen, unsere Anliegen in die (digitalen) Hörsäle und auf die Straße zu tragen. Trotz der Pandemie und den damit einhergehenden Beschränkungen haben wir es geschafft, einige digitale Veranstaltungen auf die Beine zu stellen. Neben Vorträgen von Francis Seeck, Irene Götz oder Andreas Kemper zu (intersektionalen) Aspekten klassistischer Ausschlüsse und ihrer Logiken haben wir einen über zwei Monate lang stattfindenden Lesekreis zu „Klassismus. Eine Einführung“ (2009) von Andreas Kemper und Heike Weinbach abgehalten. Dieser stand auch für Menschen offen, die nicht studieren oder studiert haben, da wir ein besonderes Augenmerk darauf legen, keine Ausschlüsse durch Gatekeeping zu (re-)produzieren. Weiterhin positionieren wir uns öffentlich zu aktuellen

Debatten, sei es beispielsweise mit einem offenen Brief an das Studentenwerk, einer Kundgebung für eine Reform des BAföG oder Demonstrationen gegen die neoliberale Reform des bayerischen Hochschulgesetzes. Daneben haben wir als Gastvortragende an verschiedenen Veranstaltungen teilgenommen, dort das Referat vorgestellt und unter anderem über eigene biographische Erfahrungen mit Klassismus berichtet. Das Referat bietet uns die Möglichkeit des Austauschs über klassistische Erfahrungen in der Vergangenheit und während des Studiums, wodurch das Referat auch intern als Stütze funktioniert, sei es durch geteiltes Wissen, durch neue Kontakte oder eben auch durch geteilte Fähigkeiten. Unser Referat steht nicht nur für Arbeiter*innenkinder offen, sondern für alle Interessierten, die sich anti-klassistisch engagieren und organisieren wollen.

Derzeit arbeiten wir an neuen Stickern und Informationsmaterial zu unserem Referat. Außerdem erscheinen im Herbst dieses Jahres eine Reihe an (Zeitschriften-)Beiträgen, in denen wir uns und unsere Arbeit vorstellen, Kritik ausüben und strukturelle Veränderungen einfordern; nicht zuletzt, um auch in München – einer Stadt, in der Klassismus lange nicht thematisiert wurde – den Bildungstrichter zu weiten und für all jene zu kämpfen, die bis heute aufgrund ihrer Klassenslage über gesellschaftliche Leistungs- und Aufstiegsforderungen und -hürden stolpern.

Das Wintersemester 2021 / 2022 wird viele neue Projekte mit sich bringen. Neben einer kritischen Einführungswoche für Erststudierende dürfen wir unter anderem zu Veranstaltungen mit Autor*innen des Sammelbands Klassismus und Wissenschaft (2020) von Riccardo Altieri und Bernd Hütt-



ner einladen, ebenso zu einer großen Diskussionsrunde mit Francis Seeck, Stefan Wellgraf und Jan Niggemann, oder aber auch zu weiteren Lesekreisen und Informationsveranstaltungen. Auch freuen wir uns, dass unser erster Referent Felix Gaillinger von nun an als Doktorand und Dozent das bayernweit erste Hochschulseminar zu Klassismus an der LMU München anbieten wird und damit wichtige neue Impulse in der Lehre setzt.

Ihr habt Lust, mit uns ins Gespräch zu kommen? Ihr möchtet ein Teil unseres Referats werden? Oder ihr wollt euch einfach nur informieren und mehr über uns lesen? Alle weiteren Informationen findet ihr auf unserer Homepage (<https://www.stuve.uni-muenchen.de/stuve/referate/anti-klassismus/index.html>) und bei Instagram ([antiklassismus.lmu](#)).

Münster: FiKuS-Referat

Das „Autonome Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende“ im AStA der Uni Münster ist das älteste der Anti-Klassismus-Referate (gegründet 2003) und gab daher alleine den Dishwasher heraus.

Derzeit arbeitet das Autonome Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende der Uni Münster an der Erweiterung und Etablierung des Dishwasher-Magazins auf bundesweiter Ebene. Neben diesem Projekt bemühen wir uns die FikuS-Bibliothek zu professionalisieren, um allen einen erleichterten Zugang zu den mittlerweile knapp 1000 Büchern zu ermöglichen. Es handelt sich dabei um verschiedene Werke rund um soziale Ungleichheit, Klassen und Herkunft, die sich

z.T. nicht in konventionellen Bibliotheken finden lassen. Zusätzlich planen wir für das kommende Semester Veranstaltungen zu unterschiedlichen Themen wie „Gastarbeit“, Klasse und queere Identität sowie Obdach- und Wohnungslosigkeit. Auch soll der Mittagstisch wieder regelmäßig stattfinden.

Weitere Informationen findet ihr auf der Seite <https://www.fikus-muenster.de/>

Wien: Working Class Students Referat in der ÖH

Auch in Wien gibt es ein aktives Working Class Students - Referat in der Österreichischen Hochschüler*innenschaft. Aktuell arbeiten sich die beiden neuen Referent*innen ein, wir berichten in der nächsten Ausgabe. (Hinweis der Dishwasher-Redaktion)

Weitere Informationen findet ihr auf der Seite: <https://oeh.univie.ac.at/vertretung/referate/referat-fuer-working-class-students>

Mainz: AG Anti-Klassismus

Auch in Mainz wurde 2021 ein Referat für Anti-klassismus gegründet. Auf deren Internetpräsenz findet ihr eine nützliche Vokabelliste: <https://asta.uni-mainz.de/ag-antiklassismus/> Die beiden Referent*innen schickten uns folgenden Artikel:

Ein Interview zwischen zwei Anti-Klassismus-Referentinnen der Uni Mainz, Interview über die eigenen Wünsche & Ambitionen, Grenzen und Mauern der Uni & der Gesellschaft

Für wen und von wem ist dieses neue Anti-Klassismus Referat?

Sophie: Ich würde sagen, das Referat ist für alle. Darum geht es ja auch irgendwie. Grenzen und Klassenzugehörigkeiten versuchen aufzubrechen und aufzuheben und Raum zu schaffen, in dem man gegenseitig voneinander profitieren und sich weiterhelfen kann. Wir hatten vorhin ein Meeting mit einem Herrn von der Bibliothek und da haben wir auch schon festgestellt, dass es uns in dem Referat vor allem um eine Vermittlungsrolle geht; Studierenden Angst zu nehmen und vielleicht auch zu zeigen: „Hey, guck mal du musst gar keine Angst oder Bedenken davor haben und nicht jedes Problem ist direkt ein Anstoß dafür das Studium abzubrechen“. Die Leute, die hinter dem Referat stehen: Das sind Menschen, die alle auf eine Weise von Klassismus betroffen sind. Jede*r von uns hat da so eine Story oder einen Background, wo man sagen kann, okay: Wir sind jetzt nicht über den ersten Bildungsweg dorthin gelangt oder kommen aus einem Akademikerhaushalt.

Toni: Diese Betroffenheit ist ja schon auch immer ein großes Thema gewesen und auch weil das so vielfältig sein kann, ist die eigene Geschichte schon immer von großer Bedeutung gewesen. Wir haben jetzt auf der einen Seite diese Vermittlerrolle aus der eigenen Betroffenheit, in der wir nicht zu einer Art Elite gehören, die ganz genau zu wissen denkt, wovon sie redet. Weil die Verbreitung von Wissen sich ja auch in ihrem inneren Zirkel dreht und bewegt. Diese Vermittlerrolle zwischen Studierenden, die einfache Fragen haben und der Institution Uni, die oftmals eine ganz andere Art zu sprechen hat. Der klassische

Mann geht nach Hause und tauscht sich mit seinen Eltern aus über die Uni und alle wissen genau, wovon man redet. Ja, ich nicht! Und da soll mir nochmal jemand sagen, dass mache keinen Unterschied.

Sophie: Oh ja, dieses Code-Switchen: Wenn ich nach Hause fahr, sitz ich schon im Zug und ich mach mir dann teilweise Gedanken wie: „Worüber kannst du dich jetzt mit deiner Mutter unterhalten, damit ihr auch ein gemeinsames Gespräch habt?“ Weil mir geht es dann ganz oft so: Sie fragt mich was in meinem Leben so läuft; wie die Uni läuft und ich will ihr das alles erzählen und mitteilen. Aber manchmal frage ich mich, für was eigentlich? Und dann habe ich das Gefühl als würde ich einen Monolog führen, weil sie mit den ganzen Sachen nichts anfangen kann. Und dann fängt es damit an: „Wie lang geht ein Semester?“ oder „Was sind Creditpoints?“ (beide lachen verständnisvoll). Das sind halt alles so Dinge, wo man sich dann manchmal denkt: „Oh man, das ist mir gerade zu anstrengend, lass uns einfach darüber reden, wie das Wetter ist.“

Toni: Und was für ein großer Gesprächsbedarf da von den verschiedenen Codes benötigt wird. Ich weiß nicht, wie es dir da geht oder ging. Aber ich hatte das Gefühl, ich war erst auf einer Stufe und dann bin ich in so eine akademische Welt gewandert. Ich hatte zwar eine Person, mit der ich mehr oder weniger darüber reden konnte, aber das meiste Umfeld war halt dann doch einfach... anders und hatte ganz andere Probleme als ich.

Muss ich mich jetzt damit identifizieren? Mit dieser Frage habe ich lange gehadert. Die Antwort war irgendwann - und das ist aber ein langer Pro-



zess gewesen – Nein! Muss ich nicht!

Sophie: Dieses Thema „Anpassen und in welche Welt gehöre ich“ ist ein Prozess, der bei mir auch noch nicht so ganz abgeschlossen ist. Ich merke ja, zum Beispiel, dass, wenn ich nach Hause fahr, ich mich anders verhalte und anders mit meiner Mutter rede, als wenn ich mit einem*r Dozierenden rede. Und die Frage, die ich mir gestellt habe, ist: Wieso macht man das überhaupt? Wieso rede ich nicht mit meiner Mutter genauso, wie ich mit meinem Dozierenden rede, denn im Endeffekt geht es doch darum, dass man sich irgendwie versteht. Ich gehöre nicht zu dem einen und auch nicht zu dem anderen. Es sind beides meine Welten. Ich komme aus der Familie und das macht mich aus, aber gleichzeitig versuche ich ja irgendwo anders Fuß zu fassen.

Toni: Ich denke da gerade an eine Hausarbeit, die ich schreibe und für die ich noch keinen konkreten Ansatz hatte. Und da hätte ich jetzt mit Dr. Hier und Dr. Da reden können über meine akademischen Probleme und – ich weiß nicht, wie es dir dabei geht, aber ich hab das Gefühl oftmals ist das akademische Reden ja auch eigentlich erstmal kein Lösungsansatz, sondern einfach nur Reden – um akademisch zu reden und zu denken. Und da sind ja gerade Leute, die aus einem anderen Ansatz kommen, aus einem praktischen Ansatz, die Lösungen suchen, vielleicht sogar schneller. Naja, und da habe ich mir eine Strategie überlegt: Rede ich jetzt mit meinem Vater – kann ich das rausfiltern, um was es wirklich geht – weil das Thema zum Beispiel, da kannte er sich aus. Es ging um die Nachkriegszeit und ich habe da dann gemeinsam mit ihm herausgefunden, dass ich die Arbeit auf eine künstlerische Art und

Weise angehen will und auf die Künstler zu dieser Zeit eingehen möchte und darüber konnte ich dann mit ihm reden. Auch die Erfahrungen, die er mit seinem Vater gemacht hat. Aber hätte ich jetzt mit ihm über das Thema – und das hab ich auch versucht – über die Arbeit zu reden und was ich da jetzt genau für 'nen Ansatzpunkt brauche und wie das wissenschaftliche Schreiben funktioniert, dann schaue ich da in leere, hilfsbereite, aber unwissende Augen.

[Pause]

Sophie: Ja, jetzt haben wir viel über Background gesprochen. Was ist denn dein Background? Wie bist du zum Studium gekommen? Haben deine Eltern studiert und was sind deine Struggles damit?

Toni: Also meine Mutter war Verkäuferin und mein Vater hat eine Ausbildung zum Chemotechniker gemacht. Jetzt ist er in Rente. Ich war mit der Schule fertig als ich 16 war und wusste dann erstmal nicht, was ich machen will. Ich war erst auf der Hauptschule, dann auf einem Privatschulsystem und dann auf der Realschule, in der ich dann auch meinen Abschluss gemacht hab. Also ich hab alle drei Schulsysteme durchgemacht. Auf dem Privatschulsystem – das war sehr sehr seltsam und auch definitiv eine falsche Entscheidung, weil sich meine Mutter damals erstens mit Hartz-IV und drei Gastrojobs die Schulden ihres Lebens gemacht hat. Außerdem steh ich nach der Hauptschule auf einmal vor zwei Zwillingen aus der Münchner Schickeria. Ich glaube, ich bin da sehr aus der Reihe getanzt. Auch verhaltensmäßig hab ich da viel randaliert, war auf jeden Fall ein Kulturschock.

Wie sieht's bei dir aus? Deine Familie, dein Background?

Sophie: Meine Eltern kommen beide aus der ehemaligen DDR. Meine Mama hat dort auch ihre Ausbildung zur Köchin abgeschlossen, aber danach viele verschiedene Berufe ausgeführt, unter anderem als Altenpflegerin und Verkäuferin in der Schweiz. Ich bin auch mehr oder weniger mit meiner Mutter allein groß geworden, weil mein Vater im Gefängnis sitzt. Meine Grundschulzeit habe ich in der Schweiz verbracht, weswegen es auch für mich ein Schock war in der 5. Klasse. Nach einem plötzlichen Umzug zurück nach Deutschland, dann vor die Wahl gestellt zu werden, für welchen Schulzweig ich mich entscheide, da das Schulsystem in der Schweiz ganz anders funktioniert.

In der 8. Klasse bin ich dann mit meinen Eltern nach Hessen gezogen und kam dort dann auf ein ziemliches „Bonzen-Gymnasium“, wo irgendwie 80% deiner Klassenkamerad*innen Piloten, Anwälte und Ärzte als Eltern haben. Natürlich fühlst du dich da unwohl, wenn du erzählst, dass deine Mutter Kellnerin ist und Geld vom Staat beziehen muss, weil sie nicht mehr Vollzeit arbeiten gehen kann, da sie ihre eigenen Eltern Zuhause pflegt. Irgendwann findest du dich damit ab, auch wenn man dann von Lehrenden und allen Menschen gesagt bekommt: „Du schaffst dein Abitur eh nicht.“

Ich habe mein Abitur geschafft mit 17 und habe ein halbes Jahr später im Wintersemester angefangen zu studieren. Was mich nur wirklich gestört hat ist, dass man dann halt wirklich anfängt das zu übernehmen, was andere in einem sehen. Also

du bist in der Schule und nur weil Lehrende und Mitschüler*innen wissen, dass deine Eltern nicht studiert haben und vielleicht auch gar nicht so die Kapazitäten haben sich darum zu kümmern, das dem Kind zu ermöglichen (wie Nachhilfestunden oder sich abends nochmal hinsetzen und die Hausaufgaben gemeinsam machen), wirst du auf das reduziert, was deine Eltern beruflich machen. Das waren alles Dinge, dafür gab es bei mir zu Hause keine Zeit und überhaupt nicht die Kapazitäten dafür. Ich war seit der fünften Klasse gefühlt auf mich allein gestellt, hab mir mein Mittagessen zu Hause selbst gekocht, weil meine Mutter die ganze Zeit irgendwie arbeiten war oder sich halt um meine Oma kümmern musste. All das hatte dann auch dazu geführt, dass ich ausziehen musste, da das finanziell sonst nicht aufgegangen wäre, bei meiner Mutter zu bleiben. Also bin ich in eine WG gezogen, habe Bafög beantragt und bin arbeiten gegangen, teilweise 40 Stunden die Woche, nur um mir ein halbwegs vernünftiges Leben zu ermöglichen und ab und zu die Arztkosten vom Familienhund zu übernehmen.

Toni: Also ich muss sagen, ich bin vielleicht ganz froh auch wirklich im Nachhinein, dass ich nicht am Gymnasium geblieben bin. In der Realschule gab es Probleme, die hat man geteilt. Es war schon ein harter Umgang - sehr ja - und auch manchmal nicht so schön gewesen. Man musste sich auf jeden Fall immer irgendwie beweisen und oft ging es auch wenig um die Bildung, aber es ist eine dieser normalen Schulen in der es auch viel um den Austausch zwischen Schülern geht. Vielleicht auch mal der eine oder andere, der sich halt mit seinen Aggressionen auseinandersetzen muss - erstmal.



Ja, und bei mir war es leider in der Familie mein Vater, der mir gesagt hat, dass ich meine Wünsche doch runter schrauben soll, weil ich das eh nicht schaffen werde.

Ich bin mit meiner Mutter aufgewachsen. Meine Eltern haben sich geschieden als ich sieben war und als ich acht war, war die Frage, wo ich hinkomme. Damals war es die Lehrerin, die gesagt hat und mein Vater, die gesagt haben, dass ich aufs Gymnasium nicht sollte. Meine Mutter, die halt dieser weibliche Part gewesen wäre, der dann dahinter war und mir das ermöglichen wollte, fiel ziemlich früh weg, denn sie ist krank und als ich 13 war, ähm, hab ich sie zum letzten Mal gesehen. Als ich 15 war, bin ich ausgezogen. Ich habe erst mit meiner Schwester gewohnt und dann allein und somit stand ich in der ganzen Ausbildung und danach im Studium immer wieder zwischen vier Jobs und weitermachen.

Sophie: Gerade das was du gesagt hast, dass dein Vater zu dir meinte, du sollst deine Wünsche oder Ansprüche runterschrauben, genau das sollte man eigentlich nicht tun. Im Gegenteil, wir sollten eigentlich alles Mögliche dafür tun, damit wir eben diese Wünsche, die wir haben, erreichen können, auch wenn es nicht einfach ist. Vor allem wie in unseren und vielen weiteren Beispielen, wird klar, wie früh man mit Themen wie Eigenverantwortung konfrontiert wird.

Während andere Party auf Papas Kosten machen können, überlegen wir, wie viel Geld uns in der Woche zum Essen bleibt.

Toni: Ja, wobei ich sagen muss, also, wenn ich an die Uni-Zeit mit vier Jobs denke, in denen

mir Freunde das Waschmittel mit in die Vorlesung gebracht haben, weil ich keine saubere Unterwäsche mehr hatte - das macht mich stolz auf der einen Seite. Aber auf der anderen Seite merke ich auch, ich hab immer wieder einen Hang dahin zurückzukommen. Jetzt in der Phase, in der mein Studium zu Ende geht und in der ich langsam anfangen möchte zu arbeiten,- und zwar eben auch dort zu arbeiten, wo ich meine Wünsche eben auf die nächste Stufe bringen kann,- merke ich von Innen und von Außen: Da sitzt doch dieses ganze Klassismus-Thema so tief, dass ich immer das Gefühl hab, ich könnte ja einfach dahin zurück, anstatt mich weiter zu pushen.

Sophie: Die Frage nach den Wünschen bringt mich gerade auch dazu, womit ich mich alleine gefühlt habe. Ich hätte mir nämlich gewünscht, dass ich mich nicht so allein gelassen gefühlt habe und gleichzeitig hätte ich auch einfach gern mehr Freizeit mit meinen Freund*innen gehabt. Denn wenn du siehst, dass deine Freunde fünfmal in der Woche Party machen und du würdest gerne mit aber du denkst dir nur: „Verdammt, ich muss heute, morgen und übermorgen schon wieder arbeiten und zwischendrin muss ich auch eigentlich noch was für die Uni machen und die Wohnung habe ich auch schon seit Ewigkeiten nicht mehr geputzt“, dann wächst einem das manchmal einfach alles zum Kopf hinaus. Das macht mich extrem sauer, weil ich nicht dieselben Voraussetzungen habe und dadurch auch nicht dieselben Chancen, wie Studierende, die nicht auf ein, zwei oder drei Jobs angewiesen sind. Man studiert einfach anders, wenn man arbeiten muss und nicht, weil man arbeiten will. Das ist halt auch so eine entscheidende Sache. Es gibt viele die arbeiten freiwillig neben dem Stu-

dium, aber für uns war es halt eine Pflichtsache, weil wir nur so unsere Lebensunterhaltungskosten gedeckt kriegen.

Toni: Jemand, der sagt: „Ich arbeite jetzt vielleicht mal aus Spaß an der Freude“, da klingeln bei mir die Alarmglocken. Leute, die also zum Spaß arbeiten, das klingt wunderschön und vor allem auch nach sehr viel Freiheit. Den Job zu wählen, um was dazu zu lernen ohne etwas verlieren zu können, das ist ein ganz anderer Ansatz, als arbeiten zu müssen.

Sophie: In meinen Ohren klingt das auch voll fremd. Klar hat meine Mutter ihre Jobs gerne gemacht, aber es hat sie auch kaputt gemacht, körperlich und psychisch. Da komme ich vielleicht auch zu deiner Frage zurück, was mein Wunsch ist: Mein Wunsch ist es einfach, ich glaub den Wunsch haben viele, aber einfach einen Job zu finden, den ich gerne mache. Wo ich nicht morgens aufstehe und mir denke „Boah heute muss ich schon wieder ins Büro fahren, meldest du dich krank?“, sondern dass man sich irgendwie drauf freuen kann und einen Mehrwert aus der ganzen Sache mitnimmt, der mehr ist als am Ende des Tages seine Miete davon bezahlen zu können.

Toni: Dann frage ich mich, wie man denn eine gesunde Art und Weise zu dem Job-Thema finden soll, wenn du doch eigentlich erstmal arbeiten musst. Wie willst du eine gesunde Auffassung für deine Jobperspektive schaffen mit diesen Mauern, die dich hindern. Wie kann man die durchbrechen? Es muss auf jeden Fall eine gesamtgesellschaftliche Durchbrechung passieren. Wenn man dann noch hört: „Ja, es ist das, was du draus machst.“ Ja, schön daher gesagt, aber die Mau-

ern kommen ja irgendwoher und nicht nur von innen, sondern die sind von außen auf einen eingeflossen.

Sophie: Das ist ja auch das typische Argument: „Auch ein Tellerwäscher kann es zum Millionär schaffen“, dass man dann immer anbringt, wenn es zu diesen Themen kommt. Aber klar, das sind immer so die schönen Erfolgsgeschichten, die in Filme und Serien verpackt werden. Genauso gut gibt es halt aber auch genügend Menschen, die es, so leid es mir tut das so sagen zu müssen, aber die es halt niemals daraus schaffen. Auch wenn sie vielleicht unfassbar viel dafür tun, gibt es halt immer wieder Punkte im Leben, die sie zurückfallen lassen. Dazu passt auch das Thema: „Wie baut man ein gesundes Selbstbewusstsein auf?“. Sich sagen zu können: „Ich bin in meinem Job gut und ich bin gut genug, in dem was ich tue.“ Weil das ist zum Beispiel auch so eine Sache, die ich irgendwie nicht ablegen kann. Ich denke mir sehr oft: „Ach, die anderen sind so viel besser als du. Du packst das eh nicht“ oder ja eben Sätze, die man sich einredet, um sich selbst kleiner zu machen, als man es ist. Da habe ich auch das Gefühl, dass das eine Sache ist die eher oder vermehrt bei Menschen auftritt, die halt einfach aus einem Haushalt kommen, in dem ganz andere Probleme existieren. Oft führt das dann dazu, dass man sich ständig selbst in Frage stellt und ewig gar nicht weiß, was man beruflich überhaupt machen möchte und was man generell will vom Leben. Da wir nicht so die Möglichkeiten dazu hatten beispielsweise unterschiedliche Hobbys intensiv genug auszuüben.

Toni: Es gibt diese Erfolgsgeschichten von Leuten, die es geschafft haben. Aber es ist doch 'ne



komplette Illusion und total irreführend zu sagen, es gibt einen Kreis, aus dem du ausbrichst und dann schaffst du's oder du bleibst in dem Kreis. Es sind 1000 Kreise - ja ich meine, die du fast täglich immer wieder durchbrechen musst, und zwar eigentlich müsste das jeder! Einem werden nämlich immer und immer wieder diese Grenzen aufgestellt, um zu sagen: „Nein!“ Man kann alles schaffen, was man möchte. Das klingt jetzt wieder wie ein Slogan, ne, aber eigentlich ist es das, was man sich in unserer Situation jeden Tag sagen muss, um sich nicht von diesen äußeren Eindrücken fressen zu lassen.

Sophie: Genau! Es geht ja nicht nur darum, aus diesen Kreisen auszubringen, sondern auch einen Weg zu finden, die Menschen mitzunehmen, die es nicht aus eigener Kraft schaffen.

Wir müssen eine Sprache finden, die alle verstehen, womit aber die wesentlichen Sachen auch vermittelt werden können. Allein das stellt aber schon eine Hürde dar, weil wie wir es jetzt auch mit der Gender-Debatte sehen, sind viele nicht bereit, daran etwas zu ändern. Das ist eine Grenze, die überwunden werden kann. Das muss auch mit viel Vorsicht angesprochen und auf beiden Seiten müssen Kompromisse gefunden werden. Im Laufe unserer zukünftigen Arbeit werden uns noch weitere Hürden gestellt werden und Grenzen auffallen. Aber ich hoffe, dass wir vielleicht in Zukunft auch neue Ziele finden. Wenn es um die Frage geht, welchen Beitrag theoretisch jede*r leisten kann, um Klassenzugehörigkeiten aufzubrechen, dann landen wir wieder beim Thema Sprache. Jede*r kann darauf achten wie kommuniziert wird. Außerdem kann sich jede*r die Probleme von anderen anhören, Hilfe anbieten, fra-

gen, ob man vielleicht an Aufgaben gemeinsam arbeiten möchte, Mut zusprechen. Was man nicht tun sollte, ist Dinge zu sagen wie: "Setz dir niedrigere Wünsche, du schaffst es eh nicht.", sondern ermutigen und sagen: "Komm ich helfe dir", "Wir füllen den Antrag vielleicht gemeinsam aus", "Du schaffst es." Oft sind es schon Kleinigkeiten, wie das eigene Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Klassismus einfach ein großes Thema ist und, dass das auch eine Diskriminierungsform ist, die viele Menschen betrifft und über die einfach viel zu wenig gesprochen wird.

Toni: Ich glaube das sind schöne Schlussworte.

•

WHY WE MATTER

Rezension zu „Why We Matter. Das Ende der Unterdrückung.“. Von **Bernd Hüttner**.

Macht sichtbar zu machen ist ein politisches Projekt internationaler Tragweite. Es kann uns nach vorne bringen, wenn wir Macht und unterschiedliche Unterdrückungssysteme als verschränkt begreifen und uns anschauen, wie sie sich gegenseitig (ver)stärken. In „Why we matter“ schildert Emilia Roig die Möglichkeiten, intersektionaler Gerechtigkeit näher zu kommen. Ob in Schule oder Werkstatt, im Familienwohnzimmer, im Gerichtssaal oder in der Diversität von Körpern und „Geschlecht“.

Emilia Roig beschreibt in ihrem Buch die Unterdrückung und Ausbeutung durch Kapitalismus, Rassismus und Sexismus. Sie denkt diese Strukturen und Denkweisen als ineinander verwoben, also als intersektional. Durch ihren grundlegenden Blick auf diese Verschränktheit, mit der Machtverhältnisse zu und miteinander in Beziehung stehen, gelingt es ihr, zu beschreiben und zu analysieren, wie Privilegien und Unterdrückung gleichzeitig bestehen: dass sehr viele Menschen in einem bestimmten Kontext „Täter*in“ sind, und zugleich in Bezug auf einen anders gelagerten Zusammenhang „Opfer“; dass sie in einem Fall oder in einer Situation Privilegien haben, und in anderen nicht. Diese theoretischen Überlegungen verbindet Roig immer wieder mit persönlichen Gedanken über ihr Leben oder ihr Aufwachsen in einer „transracial“ Familie. Dabei umreißt

sie ein Panorama all der Zustände und Strukturen, mit denen es eine emanzipatorische Linke heute zu tun hat.

Im Einzelnen untersucht und diskutiert Roig, Gründerin des in Berlin ansässigen Center for Intersectional Justice (2017), entlang von Kontaktzonen und Räumen, wo Ungleichheit als Machtfaktor in täglichen Begegnungen wie in strukturellen Zusammenhängen relevant ist: in Medien, in Schulen und Universitäten, in Gefängnissen und Justizwesen, im „Körper der Frauen“, in der Medizin und nicht zuletzt stets in der langen Tradition des Kolonialismus. Immer wieder fragt sie: Wer ist wie sichtbar? Wer darf sprechen? Wer wird wo repräsentiert? Wer macht die (unbezahlte) Arbeit, und wer definiert (dabei) eigentlich z.B. „Leistung“, „Gesundheit“ oder „das Normale“? Diese Fragen klingen banal, in ihrer Einfachheit (ebenso wie in den Antworten) liegt aber eine Radikalität und (damit) eine große und motivierende Kraft. So arbeitet Emilia Roig etwa heraus, dass Schule und Universität heutzutage die größten Barrieren und Filter für den späteren Lebensweg sind. Zu diesen wie den anderen Bereichen, die sie beschreibt, formuliert sie allerdings, dass sich Menschen seit langem und immer wieder mit Energie und Stärke auf den Weg machen, um hegemoniale Strukturen lautstark zu benennen. Darin, so Roig in verschiedenen Interviews



zu ihrem Buch, liege die berechtigte Hoffnung, dass intersektionale Gerechtigkeit greifbar werden, dass sie real werden kann.

Roig meint hier vor allem die Kraft eines anderen Wissens. Das vorhandene, und von rassistischen und sexistischen Mustern durchzogene („europäische“) Wissen kann etwa dekolonisiert werden. Falsche Vorstellungen davon, was zum Beispiel Objektivität oder Neutralität seien, können überwunden werden, wenn Wissensbestände über von Macht und Privilegien gesetzte „Traditionen“ hinweggehen. Dabei ist Roig in einem Punkt sehr klar: Unterschiede zwischen Menschen sind da. Es wäre naiv, sie zu leugnen. Nicht allerdings diese Verschiedenheit ist das Problem. Trennend sind vielmehr die Wertungen und Abwertungen, die damit verbunden sind und Unterdrückung vorausgehen. Sie zu stoppen ist möglich.

Dabei vergisst Emilia Roig bei all der (Beschreibung von) Abwertung und Gewalt, von Trauma und Tod nie, dass es um mehr Anteilnahme, Kooperation und Fürsorge gehen muss. Ohne Selbstliebe gibt es keine Veränderung und keine Kraft dafür.

Roig zeigt die Vielseitigkeit von Unterdrückungsverhältnissen. Ihr geht es aber immer auch um Handlungsfähigkeit, einzeln und gemeinsam – und was dafür nötig ist. Sie zeigt nicht zuletzt anschaulich, an historischen und aktuellen Kämpfen und Bewegungen, dass auch „Unterdrückte“ handeln und Widerstand leisten.

Das beeindruckende und vielseitige Buch ist Ergebnis eines akademischen Aktivismus. Die knapp 400 Seiten sind bei aller Intensität aber

leicht und unangestrengt lesbar. „Why we matter“ ist gut geeignet, an interessierte Verwandte, Nachbar*innen oder Mitbewohner*innen verschenkt – oder verliehen – zu werden. Im Kreis von Freund*innen und Genoss*innen kann es zuversichtlicher machen. Und klarer über unsere Position, Power, unser Gehörtsein und Raumeinnehmen. So unterschiedlich wir auch sind. ●

Emilia Roig: *Why We Matter. Das Ende der Unterdrückung.*

Aufbau Verlag, Berlin 2021, 396 Seiten, 22 EUR



Foto: Max Bohme via Unsplash

Wir möchten euch auf folgende Podcasts, Initiativen und Kampagnen hinweisen:



kikk - klassismus ist keine kunstpoche Bildungsbande und Polit-Kollektiv

kikk ist in Berlin zuhause und wird überall tätig, wo sich Menschen mit Klasse und (Anti-) Klassismus auseinandersetzen möchten und müssen. Dazu bietet kikk Workshops, Vorträge sowie Beratung zum Sensibilisieren und Empowern an. kikk organisiert politische Aktion und verwaltet mit anderen Gruppen ein soziales Zentrum in Berlin-Neukölln. Klassismus ist für kikk – verschränkt mit anderen Unterdrückungs- und Diskriminierungsformen – Symptom des Kapitalismus, das es nicht zu lindern, sondern zu bekämpfen und überwinden gilt.

Twitter/Instagram/Facebook: @kikkbildung

Offener Mailverteiler und mehr auf
www.kikk-bildungsban.de



#BAföG50 Im Dezember 2020 hat sich auf Initiative des freien Zusammenschluss von Student*innenenschaften fzs e.V. ein Bündnis zum 50. BAföG Geburtstag gegründet. Im Bündnis sind verschiedene studentische, gewerkschaftliche und politische Jugendorganisationen aktiv. Unser gemeinsames Ziel ist es, allen Menschen die Bildung zu ermöglichen, die sie wollen. Denn selbstbestimmte Bildung ist zentral, um Mündigkeit zu erreichen. Es ist uns deshalb wichtig, mit dieser Kampagne Schüler*innen und Auszubildende genauso wie Student*innen anzusprechen. Gemeinsam für mehr Bildungsgerechtigkeit!

Weitere Infos: <https://bafög50.de/>



Unterschicht bleibt unter sich – ein Podcast von Ani und Leni.

„Wir berichten über unsere Erfahrungen mit Klassismus oder versuchen das zumindest. Denn recherchiert und belegt ist hier nix. Sowas lernt man ja auch nicht, wenn die Eltern keine Akademiker sind. Fuck the System!“

Der Dishwasher ist das Magazin von und für Arbeiter*innen|kinder.

Arbeiter*innen|kinder im weiteren Sinne:

Diejenigen, die aufgrund ihrer Klassenherkunft bzw. sozialen Herkunft mit weniger Ressourcen aufgewachsen und klassistischen Diskriminierungen von verletzenden Bemerkungen über Ausgrenzungen bis hin zu Gewalt- oder Ausbeutungserfahrungen ausgesetzt sind.

PISA (und andere Studien) dokumentiert seit zwanzig Jahren die Kontinuität der Benachteiligung im Bildungssystem. Und die Schere zwischen arm und reich wird immer größer.

Es ist Zeit, dass wir miteinander reden und uns gemeinsam gegen diese Diskriminierungen wehren.

Der Dishwasher als Selbstverständigungsorgan steht im engen Kontakt mit den gerade entstehenden Hochschulreferaten und -gruppen und möchte zur Meinungsbildung und Selbstorganisation beitragen.

Bildet Bildungsbanden!



Scannen. Zahlen. Fertig!

Unser Konto/gemeinnütziger Trägerverein:

Verein zum Abbau von Bildungsbarrieren e. V.

Sparkasse Münsterland Ost

De 93 400501500000511709

WELADED1MST

paypal.me/vereinzabiba

www.dishwasher-magazin.de

ISSN: Nr.: 2190-6955